



Leseprobe

Tom Clancy, Mark Greaney
**Die Macht des
Präsidenten**
Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 09. September 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Das Buch

Eine schwimmende Erdgasanlage vor der litauischen Küste explodiert nach einem Bombenanschlag. Ein venezolanischer Staatsanwalt wird gemeuchelt. Bei einem Handstreich gegen einen russischen Truppenzug gibt es Dutzende Tote. Eine anarchische Welt ist die beste Tarnung, den eigentlichen Plan mit scheinbar zusammenhanglosen Übergriffen zu verschleiern. Nur ein Mann erkennt das Muster hinter all den perfiden Terroranschlägen rund um die Welt. Kann US-Präsident Jack Ryan den skrupellosen Drahtzieher zur Strecke bringen – oder stürzt das gestörte Gleichgewicht der Kräfte die Welt ins bodenlose Chaos?

Nicht selten wurden Tom Clancys gedankliche Planspiele von der Realität eingeholt.

Die Autoren

Tom Clancy hatte mit seinem ersten Thriller, *Jagd auf Roter Oktober*, auf Anhieb internationalen Erfolg. Der Meister des Technothrillers stand seitdem mit allen seinen großen Büchern an der Spitze der internationalen Bestsellerlisten. Tom Clancy starb im Oktober 2013.

Mark Greaney hat Internationale Beziehungen und Politikwissenschaften studiert. Als Koautor von Tom Clancy hat er zu Recherchezwecken mehr als 15 Länder bereist und an Militär- und Polizeiübungen teilgenommen.

Im Anhang findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis von Tom Clancy.

**TOM
CLANCY**

UND
MARK GREANEY

**DIE MACHT DES
PRÄSIDENTEN**

THRILLER

Aus dem Amerikanischen von Karlheinz Dürr
und Reiner Pfeleiderer

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Commander In Chief*
bei G.P. Putnam's Sons, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC®N001967

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2019

Copyright © 2015 by The Estate of Thomas L. Clancy, Jr.; Rubicon, Inc.;

Jack Ryan Enterprises, Ltd.; Jack Ryan Limited Partnership

Copyright © 2018 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung © Nele Schütz Design unter Verwendung von
Shutterstock (Ivan Cholakov, freelanceartist, Bestpix)

Redaktion: Werner Wahls

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-43969-6

www.heyne.de

Hauptpersonen

Regierung der Vereinigten Staaten

JACK RYAN: Präsident der Vereinigten Staaten

SCOTT ADLER: Außenminister

MARY PAT FOLEY: Direktorin der Nationalen
Nachrichtendienste

ROBERT »BOB« BURGESS: Verteidigungsminister

JAY CANFIELD: Direktor der Central Intelligence
Agency (CIA)

DAN MURRAY: Justizminister

ARNOLD VAN DAMM: Stabschef des Präsidenten

PETER BRANYON: CIA-Stationschef in Vilnius, Litauen

GREG DONLIN: CIA-Personenschützer

Militär der Vereinigten Staaten

ADMIRAL ROLAND HAZELTON: United States Navy,
Admiralstabschef der Navy

COMMANDER SCOTT HAGEN: United States Navy,
Kapitän der USS *James Greer*

LIEUTENANT COMMANDER PHIL KINCAID: United
States Navy, Erster Offizier der USS *James Greer*

LIEUTENANT DAMON HART: United States Navy,
Waffenoffizier der USS *James Greer* (DDG-102)

LIEUTENANT COLONEL RICHARD »RICH« BELANGER:
United States Marine Corps; Bataillonskommandeur
der Rotationstruppe Schwarzes Meer

Der Campus

GERRY HENDLEY: Direktor von Hendley Associates/
Direktor des Campus

JOHN CLARK: Operationsleiter

DOMINGO »DING« CHAVEZ: Leitender Außenagent

DOMINIC »DOM« CARUSO: Außenagent

JACK RYAN JR.: Außenagent/Analyst

GAVIN BIERY: Leiter der IT-Abteilung

ADARA SHERMAN: Logistik- und Transportleiterin

Die Russen

WALERIJ WOLODIN: Präsident der Russischen
Föderation

MICHAIL »MISCHA« GRANKIN: Sekretär des
Sicherheitsrats im Kreml (russischer Geheimdienst)

ARKADIJ DIBUROW: Aufsichtsratsvorsitzender des
russischen Erdgasunternehmens Gazprom

ANDREJ LIMONOW (IWANOW): russischer Private-
Equity-Manager

WLAD KOSLOW (POPOW): Geheimagent des
Sicherheitsrats im Kreml.

JEGOR MOROSOW: Geheimagent des Sicherheitsrats im
Kreml

TATJANA MOLCHANOWA: Nachrichtenmoderatorin
des Senders Nowaja Russia (Kanal sieben)

Weitere Personen

MARTINA JAEGER: niederländische Auftragskillerin

BRAAM JAEGER: niederländischer Auftragskiller

TERRY WALKER: Präsident und Geschäftsführer von
BlackHole Bitcoin Exchange, Kryptowährungshändler

KATE WALKER: Ehefrau von Terry Walker

NOAH WALKER: Sohn von Terry und Kate Walker

EGLÈ BANYTĖ: Präsidentin Litauens

MARION SCHÖNGARTH: Bundeskanzlerin der Bundes-
republik Deutschland

SALVATORE: italienischer Paparazzo

CHRISTINE VON LANGER: ehemalige CIA-Mitarbeiterin

HERKUS ZARKUS: litauischer Glasfasertechniker;
Milizsoldat

LINUS SABONIS: Direktor des Litauischen Departement
für Staatssicherheit

Akronyme und Abkürzungen

ARAS: Litauische Anti-Terror-Polizei

ASROC: Rakete zur U-Boot-Bekämpfung

ASW: Anti-Submarine Warfare, U-Boot-Abwehr

CIA: Central Intelligence Agency

CIWS: Nahbereichsverteidigungssystem

CNO: Chief of Naval Operations, Admiralstabschef der
Navy

DIA: Defense Intelligence Agency, militärischer
US-Nachrichtendienst

FSB: Federalnaja Sluschba Besopasnosti, russischer
Inlandsgeheimdienst

JSOC: Joint Special Operations Command, teilstreit-
kräfteübergreifende Kommandoeinrichtung der
US-Streitkräfte

NATO: North Atlantic Treaty Organisation, Nordatlantikpakt-Organisation

NGA: National Geospatial-Intelligence Agency, Nationale Agentur für Geografische Aufklärung

NSA: National Security Agency, Nationale Sicherheitsbehörde

ODNI: Office of the Director of National Intelligence, Büro des Direktors der nationalen Nachrichtendienste

ONI: Office of Naval Intelligence, Nachrichtendienst der US Navy

RAT: Remote Administration Tool, Fernwartungssoftware

SAU: Search and Attack Unit, Such- und Angriffseinheit

SIPRNet: Secret Internet Protocol Router Network, geheimes Computernetzwerk der amerikanischen Nachrichtendienste

TAC: Tactical Air Controller, Fliegerleitoffizier

TAO: Tactical Action Officer, Taktischer Einsatzoffizier

USWE: Undersea Warfare Evaluator, Controller für Unterwasser-Gefechtsführung

VJTF: Very High Readiness Joint Task Force, Einsatzgruppe mit sehr hoher Einsatzbereitschaft der Nato

NORDEUROPA



Prolog

Die Norweger verkauften ihren geheimen U-Boot-Stützpunkt an die Russen, und zwar über eBay. Kein Scherz.

Tatsächlich wurde die Transaktion über Finn.no, das regionale Pendant zu der Online-Handelsplattform, abgewickelt, und der Käufer war nicht der Kreml, sondern ein Privatmann, der die Anlage umgehend an einen russischen Staatskonzern verpachtete. Gleichwohl war der Stützpunkt die *einzig*e nichtrussische militärische Dauereinrichtung an der strategisch wichtigen Barentssee, und allein die Tatsache, dass die Nato den Kauf überhaupt duldete, sagte alles über die Kriegsbereitschaft des Bündnisses.

Und der Vorgang verriet auch einiges über die russischen Absichten. Als der Käufer auf »kaufen« klickte, trat Norwegen den Stützpunkt der Königlich Norwegischen Marine Olavsvern für rund fünf Millionen Dollar ab, also für ein Drittel des Preises, den das Land eigentlich verlangt hatte, und für ein mickriges Prozent dessen, was die Nato einst in seinen Bau gesteckt hatte.

Mit diesem Geschäft schlugen die Russen zwei Fliegen mit einer Klappe: Sie erwarben eine strategisch günstig gelegene Anlage, die sie nach Belieben nutzen konnten, und entzogen sie gleichzeitig dem Zugriff des Westens.

Olavsvern ist ein imposanter Komplex wie aus einem James-Bond-Film. Nördlich des Polarkreises nahe der Stadt Tromsø in eine Bergflanke gehauen, bietet er direkten

Zugang zum Meer und verfügt über ein unterirdisches Tunnelsystem, massive U-Boot-Bunker mit sprengsicheren Toren, ein Trockendock, das große Kriegsschiffe aufnehmen kann, einen 3000 Quadratmeter großen Tiefwasserkai, Mannschaftsquartiere mit Notstromversorgung und 15 000 Quadratmeter Landfläche, die, da tief in den Fels getrieben, gegen einen direkten Atomangriff geschützt sind.

Zum Zeitpunkt des Verkaufs verdrehten die Befürworter – darunter auch der norwegische Ministerpräsident – jedes Mal die Augen, wenn jemand das Geschäft als unklug kritisierte: Der Käufer habe versprochen, dass die Russen die Einrichtung zur Versorgung ihrer Ölplattformen nutzen würden – schließlich bohrten sie überall in der Barentssee, sodass daran nichts Verwerfliches sei. Doch die Tinte unter dem Vertrag war kaum trocken, da war die Ölindustrie auch schon vergessen, und die gewaltige U-Boot-Höhle nahm eine Flotte von Forschungsschiffen auf, die im Auftrag eines von Kreml-Insidern geführten Staatskonzerns unterwegs waren. Und Kenner der russischen Kriegsmarine und der nachrichtendienstlichen Infrastruktur in der Arktis wussten, dass Forschungsschiffe häufig Hand in Hand mit Kreml und Staatskonzernen arbeiteten, Überwachungsmaßnahmen durchführten und sogar Mini-Kampf-U-Boote in internationalen Gewässern manövrieren ließen.

Der norwegische Ministerpräsident, der den Handel gebilligt hatte, schied bald darauf aus dem Amt und wurde neuer Nato-Generalsekretär. Wenig später versetzten die Russen ihre Nordflotte in volle Gefechtsbereitschaft und verstärkten ihre Aktivitäten in der Barentssee um das Fünffache gegenüber den letzten Tagen, als Olavsvern noch ein wachsames Auge auf sie gehabt hatte.

Der russische Präsident Walerij Wolodin stand mit zufriedener Miene in der arktischen Kälte, denn er dachte gerade

an Olavsvern, obwohl er sich rund 400 Kilometer weiter östlich befand.

Es war ein verheißungsvoller Morgen hier in der Sajda-Bucht, der Heimat der 31. U-Boot-Division, und Wolodin dachte deshalb an den großen Stützpunkt in Norwegen, weil er sich völlig darüber im Klaren war, dass die heutige Operation nicht die geringsten Erfolgsaussichten gehabt hätte, wäre Olavsvern noch von der Nato betrieben worden.

Der russische Präsident stand im Bug der *Pjotr Weliki*, eines atomgetriebenen Raketenkreuzers der Kirow-Klasse, der das Flaggschiff der Nordflotte bildete. Er trug einen Burberry-Mantel, der bis oben hin zugeknöpft war, und eine Wollmütze, die dafür sorgte, dass ein Großteil der Körperwärme dort blieb, wo sie hingehörte, nämlich im Körper. Direkt hinter ihm stand der Kommandeur der 31. U-Boot-Division und deutete in den Nebel vor ihnen. Wolodin sah zunächst nichts, doch als er angestrenzter spähte, bemerkte er einen riesigen Schatten, der sich aus den morgendlichen Dunstschleiern schälte.

Etwas Großes glitt gemächlich und geräuschlos in ihre Richtung.

Wolodin musste an einen bestimmten Augenblick beim Kauf von Olavsvern denken. Norwegische Medienvertreter hatten die für die Genehmigung des Deals zuständigen Minister in Erklärungsnot gebracht, als sie auf die Gefahr hinwiesen, die vom Nachbarn Russland ausgehe. Ein freimütigerer Minister hatte schulterzuckend geantwortet: »Wir sind Mitglied der Nato, aber wir sind auch ein kleines und friedliches Land. Amerika hingegen ist groß und kriegerisch. Jack Ryan wird Norwegens Sicherheit gewährleisten, falls es eines Tages nötig sein sollte. Was spricht dagegen, dass wir unser Geld für die wirklich wichtigen Dinge ausgeben und es Amerika überlassen, für uns zu kämpfen, wo es das doch so gerne tut?«

Wolodin schmunzelte jetzt, während er in den Nebel über dem grauen Wasser blickte. Jack Ryan würde keine Zeit für Norwegen haben. Schon wahr, der amerikanische Präsident liebte den Krieg, und eine Bedrohung Skandinaviens wäre ihm Vorwand genug, doch Wolodin wusste etwas, was nur wenige auf der Welt wussten, am wenigsten Jack Ryan.

Auf Amerika kam jede Menge Arbeit zu. Nicht hier in der Arktis, aber sonst fast überall.

Der lautlos nahende Schatten nahm langsam Gestalt an, und bald war er für alle an Deck der *Pjotr Weliki* zu erkennen. Es handelte sich um den Stolz der neuen russischen Kriegsmarine. Ein großes, neues, mit ballistischen Raketen bewaffnetes Atom-U-Boot der Borei-Klasse.

Hätte die Nato hier in der Arktis noch einen Stützpunkt unterhalten, so wäre das Boot möglicherweise bemerkt und von westlichen Schiffen über und unter Wasser verfolgt worden, bevor es sichere tiefere Gewässer erreicht hätte. Und das wäre aus Sicht des russischen Präsidenten jammerschade gewesen. Umso schöner, dass die Norweger ihre strategisch bedeutsame Basis für einen Appel und ein Ei verscherbelt hatten.

Wolodin strahlte vor Zufriedenheit. Fünf Millionen Dollar waren ein Schnäppchenpreis für die russische Seeherrschaft in der Arktis.

Das neue U-Boot hatte natürlich einen Namen, es hieß *Knjas Oleg*. Aber Wolodin bevorzugte für dieses wie auch für die vier anderen, die bereits im Dienst der Flotte standen, den ursprünglichen Code-Namen. »Projekt 955A« klang irgendwie gut und war für seinen Geschmack eine passende Bezeichnung für Russlands mächtigste und geheimste Waffe.

Dieses Boot der Borei-Klasse stand für die vierte Generation von strategischen, atomgetriebenen Unterwasserkreuzern, die von den Amerikanern SSBN genannt

wurden (*Ship Submersible Ballistic Nuclear*). Mit seinen 170 Metern Länge und 13 Metern Breite war es sehr groß, wenn auch nicht das größte U-Boot, das Wolodin je gesehen hatte. An Größe wurde es von Booten der Typhoon-Klasse, einer der Vorgängerinnen der Borei, noch übertroffen. Dafür war die *Knjas Oleg* weitaus moderner. Sie konnte bis zu 480 Meter tief tauchen und unter Wasser bis auf 30 Knoten beschleunigen. Außerdem ermöglichte ihr der Wasserstrahlantrieb eine, wie U-Boot-Fahrer sagen, hohe Schleichfahrtgeschwindigkeit, was bedeutete, dass sie bei sehr geringer Geräuschentwicklung schnelle Fahrt machen konnte und deshalb verdammt schwer aufzuspüren war.

Die meisten ihrer neunzig Besatzungsmitglieder einschließlich Kapitän Anatolij Kudinow standen jetzt an Deck und salutierten ihrem Präsidenten, als sie an der *Pjotr Weliki* vorbeifuhren.

Projekt 955A war den Amerikanern kein Geheimnis, allerdings kannten sie weder die genaue Anzahl noch die Leistungsfähigkeit dieser Boote, noch wussten sie, dass die *Knjas Oleg* bereits in Dienst gestellt war. Wolodin war sich sicher, dass schon bald, und zwar etwas weiter nördlich in den eisigen Gewässern der Kola-Bucht, ein amerikanischer Satellit registrieren würde, dass ein Boot der Borei-Klasse den schützenden Hangar verlassen hatte und aus der Sajda-Bucht auf die Barentssee hinaussteuerte.

Aber das spielte keine Rolle. Es dürfte ein paar Stunden dauern, bis die Amerikaner realisierten, dass sie die *Knjas Oleg* vor sich hatten, dann aber würden sie das Interesse verlieren, da sie nicht ahnten, dass das neueste Boot der Borei-Klasse bereits im operativen Einsatz für die Flotte war. Tagelang würden sie glauben, es unternehme lediglich eine weitere Probefahrt, aber dabei würde es nicht bleiben, denn Wolodin hatte nicht die Absicht, diese Mission zu verheimlichen.

Nein ... Wolodin schickte dieses U-Boot auf eine Einschüchterungsmission, und deren Erfolg hing davon ab, dass alle Welt erfuhr, worum es dabei ging und wo sich das Geschehen in etwa abspielte.

Ebenfalls hinter Wolodin an Deck des schweren Raketenkreuzers stand, umringt von seinen Stellvertretern, der kommandierende Admiral der 12. Hauptverwaltung des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation. Als Verantwortlicher für alle seegestützten Kernwaffenkräfte war er heute hierhergekommen, um nicht nur der *Knjas Oleg* eine gute Fahrt zu wünschen, sondern auch den Kampfmitteln, die in den Waffenkammern des U-Boots geladen waren.

An Bord des schwimmenden Titans, der jetzt in nur 100 Meter Entfernung an Präsident Wolodin vorüberglitt, befanden sich ein Dutzend ballistische Bulawa-Raketen, die mit jeweils zehn nuklearen Gefechtsköpfen bestückt waren. Sie befähigten die *Knjas Oleg*, 120 Atomexplosionen auszulösen, sodass sich ohne allzu große Übertreibung sagen ließ, dass das U-Boot in der Lage war, die Vereinigten Staaten von Amerika in ein rauchendes Trümmerfeld von der Größe eines Kontinents zu verwandeln.

Allerdings nur wenn es nahe genug an die Ostküste der USA herankam, um das amerikanische Raketenabwehrsystem zu unterlaufen. Wolodin sprach leise in die kalte Morgenluft, in der sich seine Worte in Dampf verwandelten. »Amerika. Washington, D. C.«

Die Männer, die hinter ihm im Bug standen, sahen einander an. Falls dies ein Befehl war, so erübrigte er sich. Jeder wusste, dass die *Knjas Oleg* das Ziel hatte, bis auf mindestens 45 Meilen an die Hauptstadt des Gegners heranzukommen.

Nun hatte Wolodin keineswegs die Absicht, die Vereinigten Staaten in Schutt und Asche zu legen, auch wenn er 120 Atomsprengköpfe in ihre Hoheitsgewässer schickte.

Doch er war fest entschlossen, die amerikanische Bevölkerung – Männer, Frauen und Kinder – in Angst und Schrecken zu versetzen und ihr auf diese Weise klarzumachen, dass Russlands territoriale Integrität viele Tausend Kilometer von ihrer Heimat entfernt sie einen feuchten Kehricht anging.

Wolodins Plan, der in den folgenden Wochen in die Tat umgesetzt werden sollte, war umfangreich, doch die Entsendung der *Knjas Oleg* war sein Eröffnungszug auf dem Schachbrett, und aus diesem Grund war er den weiten Weg hierher in die Arktis geflogen, um Kapitän Kudinow seinen Respekt zu zollen und den Männern durch seine Anwesenheit die Bedeutung der Mission vor Augen zu führen.

Das Boot, das Wolodin gerne »Projekt 955A« nannte, verschwand nun wieder lautlos im Nebel, kurz nachdem es, aus der Sajda-Bucht kommend, in die Kola-Bucht gesteuert war. Walerij Wolodin starrte weiter in die wabernen Nebelschwaden, und seine Militärführer sahen ihm dabei zu.

Die Empfindungen, die sein Gesicht ausdrückte – Stolz und Erregung –, waren echt, doch in seinem Innern regte sich auch ein anderes Gefühl, das er sich keinesfalls anmerken lassen wollte.

Besorgnis. An Angst grenzende Besorgnis.

Der heutige Tag stellte nur eine einzelne Facette dar, das Boot nur ein einzelnes bewegliches Teil eines komplizierten Mechanismus, einer facettenreichen Operation, die den gesamten Globus umspannen sollte.

Walerij Wolodin blickte stolz und hoffnungsfroh in die Zukunft, doch gleichzeitig war er sich darüber im Klaren, dass diese Sache klappen musste.

Sie musste klappen, sonst war er ein toter Mann.

Die *Independence* war ein Schiff, doch ihre Aufgabe bestand nicht darin, von hier nach da zu fahren. Stattdessen lag sie im Hafen von Klaipėda an der litauischen Küste vor Anker, und dort blieb sie auch, durch Befestigungs- und Verankerungsvorrichtungen, stählerne Verbindungsbrücken und eine massive Pipeline mit einer langen Pier verbunden.

Ein Jahr zuvor war der Supertanker unter großem Trara in den Hafen eingelaufen, denn jeder wusste, dass er für die Litauer eine Wende einläuten würde. Und obwohl er jetzt ortsfest im Wasser dümpelte und nicht mehr viel von einem Schiff hatte, hatte er seine Aufgabe erfüllt.

Independence war nicht nur ein Name, dieser Name war auch Programm. Die »Unabhängigkeit« war eine schwimmende Anlage zur Lagerung und Wiederverdampfung von verflüssigtem Erdgas (*Liquified Natural Gas, LNG*), die erste ihrer Art.

Jahrzehntelang war Litauen von russischem Gas und Strom abhängig gewesen. Nach Lust und Laune und je nach politischer Wetterlage hatte Russland den Gaspreis erhöhen oder die Liefermenge drosseln können. Dies hatte es in den letzten Jahren mehrmals getan, und mit den zunehmenden Spannungen zwischen den baltischen Staaten und Russland war offenkundig geworden, dass Litauens Abhängigkeit vom Wohlwollen des Nachbarn eine Gefahr für die Sicherheit des Landes darstellte.

Eine LNG-Importanlage sollte das ändern. Dank der *Independence* und der Hafen-Pipeline konnte verflüssigtes Erdgas aus Norwegen per Tanker angeliefert, in die Wiederverdampfungsanlage gepumpt und dort in das im Land benötigte Gas umgewandelt werden. Sollten die Russen also wieder einmal den Hahn ihrer Gas-Pipelines zudrehen oder den Preis in horrende Höhen treiben, brauchten Litauen und seine verbündeten Nachbarn nur auf die Ausweichmöglichkeit zurückzugreifen, die ihnen die *Independence* bot.

Die Wiederverdampfung von Flüssigerdgas ist ein komplexer und technisch anspruchsvoller Prozess, aber überraschend leicht zu verstehen. Damit eine größere Gasmenge transportiert werden kann, muss sie verflüssigt, sprich um den Faktor 600 verdichtet werden. Zu diesem Zweck wird das Erdgas auf minus 160 °C heruntergekühlt. Bei dieser Temperatur wird die verflüssigte Form des Rohstoffs in speziell dafür ausgelegten Tankschiffen transportiert, im vorliegenden Fall von Norwegen nach Litauen. Dort wird das LNG in die Speichertanks der *Independence* gepumpt, wo das Wiederverdampfungssystem die Flüssigkeit mittels Propan und Meerwasser erwärmt und in den Gaszustand zurückverwandelt. Über Rohre wird das Gas durch den Hafen von Klaipėda und dann durch eine 18 Kilometer lange Pipeline zur Messanlage geleitet. Von dort geht es direkt an die litauischen Haushalte und versorgt sie mit der in den langen baltischen Wintern dringend benötigten Heizenergie.

Das 330-Millionen-Dollar-Projekt erfüllte schon aus rein ökonomischer Sicht seinen Zweck. Am selben Tag, als die *Independence* den Betrieb aufnahm, senkte Russland seinen Gaspreis, um mit dem norwegischen Gas konkurrieren zu können.

Aber zu sagen, dass die Russen darüber nicht glücklich waren, wäre eine starke Untertreibung gewesen.

Konkurrenz bei Energieexporten in Europa war Moskau ein besonderer Dorn im Auge. Es hatte sich an sein Monopol gewöhnt und es dazu benutzt, seine Nachbarn unter Druck zu setzen, das Land reich zu machen und, am wichtigsten von allem, die zahlreichen wirtschaftlichen Probleme Russlands zu übertünchen. In typischer Übertreibung hatte sich der russische Präsident Walerij Wolodin sogar zu der Behauptung verstiegen, dass die Inbetriebnahme der LNG-Anlage einem kriegerischen Akt gleichkäme.

Litauen war, wie viele andere ehemalige sowjetische Satellitenstaaten, harsche Töne aus Moskau gewohnt, sodass die Regierung in Vilnius Wolodins Drohungen einfach ignorierte und große Mengen Erdgas über russische Pipelines und kleinere Mengen norwegisches LNG per Schiff über die Ostsee importierte, und die *Independence* diente den anderen Staaten der Region gewissermaßen als Vorbild bei der Entwicklung von Alternativen in der Energieversorgung.

Das übrige Europa hatte beim Bau und bei der Lieferung der *Independence* an Litauen die Hand im Spiel gehabt. Stabilität in der Region lag schließlich in allseitigem Interesse, und Nato-Staaten, die von Russland mithilfe von Energieexporten unter Druck gesetzt oder regelrecht erpresst werden konnten, bildeten ein schwaches Glied in der Kette.

Daher galt die Formel: Solange Litauen in puncto Energie auf die *Independence* setzte, setzte Europa als Ganzes in puncto Sicherheit auf die *Independence*.

Ein deutscher Elektroinstallateur mittleren Alters entdeckte beim Gang über die Pier eine im Wasser treibende Leiche, und das rettete ihm das Leben.

Er war am frühen Morgen zur Arbeit gekommen, um fehlerhafte Schaltkreise in der Entladepumpstation zu

reparieren, stand dann aber mit seinem Kleinlaster vor einem verschlossenen Tor. Überzeugt, dass er schneller in der Pumpstation war, wenn er zu Fuß weiterging, statt zu warten, bis jemand mit einem Schlüssel kam, machte er sich auf den Weg über die 420 Meter lange Pier, wobei der Ärger darüber, dass sich der Morgen alles andere als gut anließ, seine Schritte beschleunigte. Er hatte erst ein Viertel der Strecke zurückgelegt, als er nach links blickte und dort, wo der Schein der Pierbeleuchtung endete, etwas im Wasser dümpeln sah.

Zunächst hielt er es für ein größeres Stück Treibgut, doch er blieb stehen, um sich zu vergewissern. Er trat an das Geländer, zog eine Stirnlampe aus seinem Rucksack, knipste sie an und leuchtete, sie mit beiden Händen haltend, aufs Wasser hinaus.

Ein Taucher im Neoprenanzug und mit silberner Sauerstoffflasche auf dem Rücken trieb, Arme und Beine von sich gestreckt, mit dem Gesicht nach unten im Wasser.

Der deutsche Elektriker sprach wenig Litauisch, rief aber trotzdem: »*Labas! He! Labas?*«

Der Taucher, gut 20 Meter von der Pier entfernt, reagierte nicht. Beim genaueren Hinsehen bemerkte der Elektriker, dass lange blonde Haare den Kopf umschlingerten und die Gestalt eher klein und schmal war. Wahrscheinlich eine Frau, und eine ziemlich junge.

Er kramte umständlich nach seinem Walkie-Talkie, doch als er es endlich heraus hatte, fiel ihm ein, dass noch gar niemand auf seinem Kanal sein würde, da die Kollegen erst in etwa einer Stunde auftauchen würden. Und da er obendrein vergessen hatte, welcher Kanal für Notrufe genutzt wurde, rannte er über die Pier zurück in Richtung Hafenzentralrevier.

Diese in Panik getroffene Entscheidung machte den deutschen Elektriker zum Glückspilz des Jahres in Litauen.

Mehrere Hundert Meter von dem aufgeregten Elektriker entfernt lag die *Independence* an diesem kalten Oktobermorgen im ruhigen, dunklen Wasser, ins Licht der Deckbeleuchtung getaucht und an den Schiffsanleger mit der Pumpstation angedockt.

Schiff und Anleger waren nicht etwa mit dem litauischen Festland verbunden, sondern mit der Insel Kiaulės Nugara im Kurischen Haff an der Hafeneinfahrt von Klaipėda. Im Wasser darum herum herrschte tagsüber starker Hafenverkehr, doch jetzt, acht Minuten nach vier in der Frühe, war der Bereich zwischen der LNG-Anlage und dem Seetor an der Haffmündung leer bis auf zwei kleine Festrumpfschlauchboote, die langsam und nahezu geräuschlos das Wasser durchkreuzten. Die Sicherheitsleute in den Booten hatten keine Ahnung, dass der Elektriker über die Pier rannte, denn der riesige Supertanker versperrte ihnen die Sicht auf den Mann.

Die Boote fuhren bei ihrer Patrouille im Abstand von 20 Metern aneinander vorbei. Die Männer an Bord tauschten übers Wasser hinweg Blicke, doch im Lauf einer Schicht kamen sie so häufig dicht aneinander vorbei, dass sie nicht jedes Mal Grüße riefen oder winkten.

Hier im Hafen galten relativ strenge Sicherheitsvorschriften, und man hatte alle möglichen Vorkehrungen gegen Terroranschläge vom Meer oder vom Land her ergriffen. Doch wenn die Wachleute in der Pumpanlage, auf der Insel, auf der *Independence* und in den Patrouillenbooten auch einigermaßen wachsam waren, so glaubte doch keiner, dass etwas Ernstes passieren könnte.

Nun ja, letzten Monat waren Demonstranten in kleinen Holzkähnen aufgekreuzt und durch das Seetor auf die Anlage zugefahren. Sie schwenkten bunte Protestschilder, auf denen ein Ende der Globalisierung gefordert wurde, und einer rief den Hafearbeitern durch ein Megafon Schmäherungen zu. Außerdem führten sie mit Öl gefüllte Milch-

kannen mit, die sie auf den Supertanker zu schleudern gedachten, um die Dringlichkeit ihres Anliegens zu veranschaulichen.

Den Demonstranten war offenbar nicht ganz klar gewesen, womit sie es zu tun hatten. Es war ihnen gleichgültig, dass die Anlage Erdgas und nicht Öl aufbereitete und dass ihr mitgebrachtes Öl unweigerlich im Wasser landen würde.

Natürlich hatten die beiden Patrouillenboote die Holzkähne aufgebracht und die Demonstranten festgenommen, bevor sie nahe genug an den Supertanker herankamen, um ihm in irgendeiner Weise gefährlich werden zu können.

Solche Aktionen waren die größte Bedrohung, die sich die Sicherheitsleute vorstellen konnten, denn die *Independence* war ein unglaublich robustes Schiff. Sie besaß eine doppelte Außenhaut aus Stahl, und das tiefgekühlte LNG im Innern wurde von wärmeisolierten Membrantanks geschützt. Eine vom Ufer aus von Hand abgefeuerte Panzerabwehrgranate, Molotow-Cocktails oder unkonventionelle Spreng- und Brandsätze konnten dem Kasten wenig anhaben.

Voll beladen mit 170 000 Kubikmetern Flüssiggas, barg die *Independence* die Energie von 55 Atombomben, doch ihre Tanks enthielten nur ein Achtel des maximalen Fassungsvermögens, und noch einmal: Es bedurfte schon einer Bombe von enormer Sprengkraft, um die Bordwand zu durchbrechen und das Gas zu entzünden.

Die Patrouillenboote fuhren im Abstand von nur etwa 200 Metern östlich an dem LNG-Tanker vorbei, doch es herrschte ungewöhnliche Dunkelheit. Die Männer in den Booten hätten übermenschlich scharfe Augen besitzen müssen, um zu sehen, dass vor ihnen etwas Ungewöhnliches geschah. Und so fuhren beide Boote weiter. Das eine nach Norden, das andere nach Süden.

In ihrem Kielwasser stiegen mehrere Reihen kleiner Luftblasen an die dunkle Wasseroberfläche, wo sie sich rasch verflüchtigten. Die Wachboote hatten nichts bemerkt und setzten ihre Patrouille einfach fort.

Am Ende der Pier hielt der Elektriker einen Sicherheitsbeamten in einem Pick-up an und erklärte ihm in gebrochenem Englisch, dass er im Haff eine Frauenleiche entdeckt habe. Der Beamte reagierte skeptisch, aber respektvoll. Er forderte den Deutschen auf, in den Wagen zu steigen und ihn zu der Stelle auf der Pier zu dirigieren.

Der Elektriker hatte gerade die Tür geschlossen, da veranlasste ein Lichtblitz die beiden Männer, durch die Windschutzscheibe nach vorn zu dem riesigen Schiff zu blicken. Ein Leuchten stieg von der Rückseite des Tankers empor, sodass er sich als dunkle Silhouette dagegen abhob, dann schoss eine Stichflamme in den Himmel, zerriß die Dunkelheit, und ein Feuerball machte die Nacht zum Tag.

Der Sicherheitsbeamte am Steuer des Pick-ups wusste ganz genau, dass die *Independence* trotz ihrer robusten Bauweise im Grunde genommen eine riesige Bombe war. Er warf den Rückwärtsgang ein, trat aufs Gaspedal und raste 200 Meter zurück, buchstäblich verfolgt von einer Serie donnernder Explosionen, die die Pier erschütterten und Trümmerteile und Druckwellen in alle Richtungen sandten.

Schließlich rutschte der Pick-up rückwärts in den Straßengraben neben der Zufahrt zur Anlage. Wachmann und Elektriker sprangen aus dem Wagen und warfen sich in den Schlamm.

Sie spürten die Hitze über sich, hörten einen Splitterregen ringsum niederprasseln, hörten die Sirenen von der Pier, vor allem aber hörten sie das donnernde Ende von Litauens neuem Hoffnungsträger.

Das Bekennerschreiben der Täter gelangte auf dem heute üblichen Weg an die Öffentlichkeit: Ein Twitter-Account wurde angemeldet und nur ein einziger Tweet gepostet. Dieser war mit einem neunminütigen Video verlinkt, das mit der Nachtaufnahme einer Gruppe von vier maskierten Männern und einer Frau begann, die offenbar irgendwo an einer dunklen Landstraße standen.

Das minderwertige Nachtsicht-Objektiv der Kamera verlieh den Bildern eine gespenstische Wirkung, als die fünf Personen durch einen Wald schlichen, doch für Militärexperten bewegten sie sich weniger wie ausgebildete Spezialkräfte als wie spielende Kinder. Ein Mann durchschnitt mit einem Bolzenschneider einen Stacheldrahtzaun, dann schlüpfte er mit den anderen durch das Loch, direkt neben einem Schild mit der Aufschrift:

ZONE PROTÉGÉ

Weiteres Umschleichen von Asphaltstraßen und Betongebäuden, ein wackeliger Zoom auf einen Wachposten, der in der Ferne auf einem Turm saß. Dann wurde mit dem Bolzenschneider eine Kette an einem Frachtcontainer durchtrennt, und bald schleppten die fünf Vermummten Kisten durch das Loch im Stacheldrahtzaun.

Schließlich ein hell erleuchteter Raum, in dem die fünf Kisten nebeneinander aufgereiht auf dem Boden standen, mit geöffneten Deckeln. Jede Kiste enthielt ein halbes Dutzend brotlaibgroße Pakete. Die einzig erkennbare Beschriftung auf den Paketen lautete *Composition Four*.

Wieder hätte jeder Militär ohne Mühe erkannt, dass es sich um C4 handelte, einen militärischen Plastiksprengstoff.

Und um eine beträchtliche Menge.

Eine Frau sprach Englisch mit französischem Akzent. Sie hielt etwas in die Höhe, das sie als Sprengkapsel

bezeichnete, und behauptete, dass sämtliche Utensilien amerikanischer Herkunft und aus einem Nato-Lager in Frankreich entwendet worden seien.

Dann erneuter Szenenwechsel. Die Kamera war wieder draußen im Dunkeln und lieferte grieselig grüne Nachtaufnahmen. Fünf Menschen in Taucheranzügen mit Schnorchelmasken knieten am Rand eines Gewässers, neben ihnen stapelten sich Sauerstoffflaschen und Westen. Durch ein Teleobjektiv nahm die Kamera wackelige Bilder der *Independence*, der LNG-Anlage und des Hafens dahinter auf.

Eine Nahaufnahme des Ufers zeigte neben den Tauchern ein couchtischgroßes, vollständig in schwarzen Kunststoff gehülltes Objekt. Mit Gurten seitlich daran festgeschnallt waren mehrere Taucherwesten und oben eine Tauchflasche. Eine andere Frauenstimme sprach jetzt aus dem Off und erläuterte die Szene. Wie Behörden später feststellten, wies ihr Akzent darauf hin, dass sie aus Barcelona stammte.

»Der Sprengkörper wurde durch die daran befestigte Tauchausrüstung schwimmfähig gemacht. Die Revolutionäre ließen ihn zu Wasser und tauchten ihn so tief ein, dass er unter der Oberfläche verschwand. Dann brachten sie ihn in das über einen Kilometer entfernte Ziel.«

Die fünf verschwanden in der Dunkelheit, wobei sie den Sprengkörper im Wasser vor sich herschoben.

Die Kamera blieb am Ufer zurück, dann erneuter Schnitt. Jetzt nahm die riesige *Independence* die Bildmitte ein, von Scheinwerfern hell erleuchtet. Mehrere Sekunden lang geschah nichts, dann blitzte an der diesseitigen Bordwand des Schiffes eine Explosion auf, Flammen schlugen empor, sekundäre und tertiäre Detonationen folgten, von denen einige die Person an der Kamera, die aus sehr großer Entfernung gefilmt haben musste, merklich zusammenzucken ließen.

Am Ende des Videos wurden die Fernaufnahmen von

der Zerstörung der litauischen Flüssiggasanlage abrupt durch das Bild einer Person ersetzt, die an einem kleinen Tisch saß. Ihr Gesicht war mit einer Skimaske vermmummt, doch die sichtbaren Hautpartien um den Mund und die zierliche Statur ließen vermuten, dass es sich um eine weiße und wohl auch junge Frau handelte.

An der Wand hinter ihr hing eine weiße Flagge. In der Mitte der Flagge prangte ein Kreis, der offensichtlich den Planeten Erde darstellte und von einem Gewirr von Pipelines durchzogen war. Oben ragte ein Ölbohrturm aus dem Kreis, unten hing ein roter Tropfen, der vermutlich Blut symbolisierte.

Am unteren Flaggenrand stand *Le Mouvement pour la Terre*.

Die Bewegung für die Erde.

Die Frau sprach englisch. Ermittler sollten später herausfinden, dass es sich um die Frau mit dem katalanischen Akzent handelte, die einen Teil des Videos kommentiert hatte.

»Sie sind soeben Zeuge der Eröffnungssalve eines Krieges geworden. Zu lange sind gewaltsame und zerstörerische Akte der Energieindustrie gegen unseren Planeten unerwidert geblieben.

Diese Tage sind nun vorbei. Wir werden im Namen von Mutter Erde zurückschlagen.

Es wird keinen Frieden geben, bis unsere Forderungen erfüllt werden. Die Bewegung für die Erde wird für alle Beispiele von Habgier und Materialismus zulasten von Mutter Erde, die wir finden, Vergeltung üben. Wir fordern andere auf, sich unserem Kampf anzuschließen und gemeinsam mit uns dem Planeten wieder sein natürliches Gleichgewicht zurückzugeben.

Wir ehren unsere Schwester Avril, die bei der Schlacht in Litauen auf tragische Weise ums Leben gekommen ist. Die Öl- und Gasindustrie soll wissen: Ihr Geist leuchtet

uns als eine Fackel in dem Kampf, den wir in ihrem Namen weiterführen.«

In den letzten Sekunden des Videos schwenkte die Kamera zur anderen Seite des Zimmers. Dort standen vier Männer und Frauen, alle schwarz gekleidet und maskiert, und grüßten mit erhobenen Fäusten. Mehrere trugen automatische Waffen.

Acht Stunden nach der Explosion wurde die Leiche der 24-jährigen Avril Auclair, einer französischen Staatsbürgerin und ehemaligen Studentin, aus dem dichten Ried im Haff gezogen. Sie wurde schnell identifiziert, da in dem YouTube-Video von einer »Schwester Avril« die Rede gewesen war und eine Frau dieses Namens den Behörden, die die bisweilen gewalttätige ökoterroristische Bewegung in Europa beobachteten, wohlbekannt war.

Auclair hatte auf sich aufmerksam gemacht, als sie zwei Jahre zuvor von Greenpeace ausgeschlossen worden war und daraufhin die Pariser Büroleiterin der Organisation mit Faustschlägen traktiert hatte. Laut Polizeibericht waren Meinungsverschiedenheiten in taktischen Fragen der Grund. Auclair war für Greenpeace zu radikal gewesen und hatte sich für ihren Rauswurf dadurch bedankt, dass sie die 60-jährige Büroleiterin verprügelte. Das Opfer hatte am Ende auf eine Anzeige verzichtet, und Auclair war komplett von der Bildfläche verschwunden und sechs Monate lang nicht mehr aufgetaucht.

Eine gerichtliche Untersuchung ihres Todes ergab später, dass der Manometer ihrer Tauchflasche defekt war und eine volle Flasche angezeigt hatte, obwohl sie in Wirklichkeit leer war. Man kam zu dem Schluss, dass sie bei der Aktion unter Wasser das Bewusstsein verloren haben und dann ertrunken sein musste. Unklar hingegen blieb, warum sie so weit entfernt vom Explosionsort gefunden worden war, genau in der entgegengesetzten Richtung von der Stelle, wo die Taucher im Video ins Wasser gestiegen waren.

Niemand hatte eine Erklärung dafür, wie sie an die Pier hatte getrieben werden können, es sei denn, sie war einer ganz anderen Aufgabe nachgegangen als die Gruppe, die den Sprengsatz am Rumpf des Schiffes angebracht hatte.

Doch es war ein vergleichsweise unwichtiges Rätsel, denn anhand des Videos war sie von ihrer Mutter als die erste Sprecherin identifiziert worden, und in Anbetracht des Lebens, das sie geführt hatte, überraschte es niemanden sonderlich, dass sie bei einem ökoterroristischen Anschlag den Tod gefunden hatte.

Auch die Videoaufnahmen vom Sprengstoffdiebstahl wurden kurze Zeit nach der Explosion der *Independence* als echt bestätigt, als französische Behörden einen bislang geheim gehaltenen Diebstahl von mehreren Hundert Pfund C4 und Zündern aus einem Militärdepot westlich von Montpellier bekannt gaben.

Europäische Polizisten und Geheimdienstbeamte eröffneten umgehend die Jagd auf eine Ökoteror-Gruppe, von der bis dato noch niemand gehört hatte.

Das gut aussehende holländische Paar fiel hier in Caracas auf. Beide waren groß, der Mann gut eins fünfundneunzig, die Frau fast eins achtzig. Beide hatten rotbraunes Haar in einem identischen Ton, doch während seines kurz gestylt war, wehte ihres in schulterlangen Locken im warmen Herbstwind.

Selbst hier im gehobenen und exklusiven Viertel Los Palos Grandes, in dem Touristen und betuchte ausländische Geschäftsleute zum Straßenbild gehörten, drehten sich Köpfe nach ihnen, denn sie waren besonders attraktiv und elegant. Sie trugen schicke Business-Kleidung mit einem Hauch von Extravaganz: Sie schlenkerte eine große, orangerote Hermès-Tasche, die mehr als das durchschnittliche Jahreseinkommen eines venezolanischen Arbeiters kostete, er trug eine Piaget-Uhr aus Weißgold, für die man doppelt so viel hinblättern musste, wie sie für die Tasche bezahlt hatte.

Sie waren Ende dreißig, vielleicht auch Anfang vierzig. Er wirkte etwas älter, und nach dem Ring an seiner Hand und dem mächtigen Klunker an ihrer zu urteilen, waren sie wohl verheiratet.

Sie schlenderten Arm in Arm durch den Parque del Este an der Avenida Francisco de Miranda, und sie kicherte von Zeit zu Zeit über etwas, was er sagte. Dann bogen sie ab, erklimmen die Treppe zum Parque Cristal, einem 18-stöckigen, würfelförmigen Gebäude mit Blick nach Süden über

die Avenida auf den Park, und steuerten auf die Eingangslobby zu, wobei sie den Blick hoben, um die bemerkenswerte Architektur zu bewundern.

Direkt hinter ihnen hielt ein Lincoln Navigator am Straßenrand, und zwei Männer stiegen aus. Einer öffnete die Tür für einen Mitfahrer auf dem Rücksitz, einen Fünfzigjährigen mit teurem Anzug und schütterem Haar. Der wuchtete erst seinen Aktenkoffer durch die Tür, dann sich selbst, und während der Lincoln sich wieder in den Verkehr nach Westen einfädelt, stiegen die drei Männer die Stufen zum Parque Cristal hinauf, nur wenige Meter hinter dem Paar aus Holland.

Der mittlere der drei Latinos hieß Lucio Vilar de Alende und mochte auf einen zufälligen Beobachter zunächst wie ein ganz normaler Geschäftsmann wirken, der in dem großen Bürogebäude zu tun hatte. Bis ihm vielleicht auffiel, dass er von zwei ernsten Männern mit offenen Jacketts und aufmerksam schweifenden Blicken flankiert wurde, und er begriff, dass der Mann in der Mitte nicht irgendwer war, denn die meisten Menschen in Caracas erkannten Leibwächter, wenn sie welche vor sich hatten. So eine Stadt war das.

Lucio Vilar hatte Personenschutz, weil er einer von Venezuelas obersten Bundesanwälten war. Heute reiste er sozusagen mit leichtem Gepäck – nur mit zwei Bodyguards, dem gepanzerten SUV und einem Fahrer mit Uzi in der Mittelkonsole –, denn er war nicht in amtlichen Geschäften unterwegs. Er hatte sich den Nachmittag freigenommen, um seinen Sohn in der Schule zu besuchen, und nun war er auf dem Weg zur Mutter seines Kindes, um mit ihr über die Schulnoten des Jungen zu sprechen.

Seine Exfrau arbeitete hier im Parque Cristal in einem Immobilienbüro und hatte eingewilligt, sich mit ihm in dem Café im Dachgeschoss zu treffen.

Vilar blickte auf seine Uhr und beschleunigte seine Schritte, und die Leibwächter blieben an seiner Seite.

Vilar dachte an Familienangelegenheiten, als er die Lobby betrat, doch das hinderte ihn nicht daran, die attraktive Frau direkt vor ihm zu bemerken. Mit ihren hohen Absätzen war sie einen Kopf größer als er und daher kaum zu übersehen. Er kam dicht hinter dem weißen Paar, das sich, wie er deutlich hören konnte, auf holländisch unterhielt, bei den Aufzügen an. Als ein Fahrstuhl kam, die Tür aufging und die beiden einstiegen, legte Vilars Chefleibwächter seinem Schützling sanft eine Hand auf den Arm. Es war ein Hinweis, lieber auf einen leeren Aufzug zu warten, doch Lucio Vilar ignorierte die Hand und folgte den Holländern, sodass sich seine Leibwächter gehorsam anschlossen.

Vilar nickte dem Paar zu, als es sich umdrehte.

»Guten Tag«, grüßte die Frau auf englisch.

»Guten Tag«, erwiderte Vilar. Sein Englisch war nicht so gut wie ihres, aber brauchbar. »Sie sind aus Holland, wie ich höre. Ich habe Amsterdam besucht. Sehr schön.«

»Genau wie Ihr Land, *Señor*«, sagte die Frau mit einem sympathischen Lächeln.

Einer der beiden Leibwächter drückte den Knopf für den 18. Stock und der Holländer den für den 17. Als sich der Aufzug in Bewegung setzte, trat die Frau in die vordere Ecke. Ihr Mann stellte sich rechts neben sie, direkt vor die Tür, mit dem Gesicht nach vorn.

»Es ist immer schön, ausländische Gäste hier zu sehen«, fügte Vilar hinzu. »Machen Sie Urlaub?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Wir sind geschäftlich hier.«

»Ich verstehe«, sagte Lucio Vilar und sah erneut auf die Uhr.

Aber Lucio Vilar verstand überhaupt nicht.

Martina Jaeger hob den Blick zu der digitalen Stockwerk-anzeige über der Tür. Sie hatten das Restaurant im vierten Stock passiert, ohne dass der Aufzug angehalten hatte und jemand zugestiegen war. Damit standen die Chancen gut, dass sie ohne Unterbrechung bis in den siebzehnten Stock hinauffahren würden.

Lucio Vilar lächelte sie an und schien die kurze Fahrt dazu nutzen zu wollen, sein Englisch zu üben. »Darf ich fragen, was für Geschäfte Sie nach Caracas führen?«

Aber Martina hörte nicht hin. Auf holländisch sagte sie: »Im achten.«

Braam Jaeger, immer noch mit dem Gesicht zur Tür, antwortete ruhig in derselben Sprache: »In Ordnung.«

Lucio Vilar runzelte, von der Frau ignoriert, die Stirn, sagte aber nichts mehr.

Als der Aufzug den achten Stock erreichte, ließ Martina Jaeger die Hermès-Handtasche von der Schulter gleiten, hob sie hoch und hielt sie in die obere Ecke der Kabine.

Die beiden Leibwächter brauchten weniger als eine Sekunde, um zu begreifen, was sie tat. Die große Holländerin deckte die Überwachungskamera ab.

Braam Jaeger blickte weiter zur Aufzugtür und drehte sich nicht um, doch gerade als die beiden jüngeren Männer an Vilars Seite auf das Tun der Frau reagierten, tauchten zwei Pistolen mit Schalldämpfern hinter den Seiten seiner Anzugjacke auf und richteten sich nach hinten auf die Leibwächter. Er hatte sie über Kreuz unter der Jacke aus der Hüfte gezogen, und jetzt führte seine linke Hand die eine Pistole rechts und seine rechte Hand die andere links um seinen Körper herum. Er blickte nach oben zu dem Spiegelbild in der glänzenden Metalltür.

Beide Waffen feuerten gleichzeitig. Obwohl gedämpft, ließ das Bellen zweier automatischer Pistolen die enge Kabine erdröhnen.

Die beiden Leibwächter wurden nach hinten gegen die Wand geworfen und sackten dann in die Knie, beide mit einem Loch mitten in der Stirn. Sie hatten ihre Waffen gezückt, die jetzt ihren Händen entglitten. Der Mann links fiel eine Sekunde langsamer als der Mann rechts, aber beide stürzten mit dem Gesicht voraus auf den Boden des Aufzugs.

Lucio Vilar de Allende stand reglos da, den Aktenkoffer in der rechten Hand, die toten Personenschützer beiderseits zu seinen Füßen.

Braam Jaeger drehte sich um, steckte die Waffe in seiner Rechten geübt in das Holster unter der Jacke zurück und hob die andere hoch.

Vilars Stimme war ein heiseres Flüstern. »Ich ... ich verstehe nicht.«

Die Worte waren begreiflicherweise an den Mann mit der Pistole gerichtet, doch die Antwort kam von Martina Jaeger, die mit der Handtasche immer noch die Kamera abdeckte. »Nein? Ich finde, das ist doch offensichtlich. Jemand da draußen mag Sie nicht besonders.«

Und damit schoss Braam dem obersten Strafverfolger Venezuelas ins rechte Auge. Vilars Kopf schlug gegen die Rückwand der Kabine, dann sackte er zu Boden, genau zwischen seine Leibwächter.

Braam feuerte noch zweimal in den bereits reglosen Körper. Nur um ganz sicherzugehen, dass die Zielperson auch tot war. Beim zweiten Bellen der schallgedämpften Pistole spritzten ein paar Blutstropfen auf Martinas fließerfarbene Pumps von Louboutin.

»*Verdomme!*«, rief sie.

»*Het spijt me*« – Tut mir leid –, erwiderte Braam, ging in die Knie und fühlte dem Staatsanwalt den Puls. Er war zweifelsfrei tot.

Er las die Patronenhülsen auf – die alle noch heiß waren –, während Martina Jaeger mit der freien Hand ihre

Bluse aufknöpfte. Sie öffnete nur zwei Knöpfe unter ihren Brüsten und schälte ein schwarzes Stoffquadrat ab, das mit Isolierband an ihre Haut geklebt war. Sie hob es in die Höhe und drückte es hinter der Handtasche auf das Kameraobjektiv.

Dann ließ sie die Handtasche sinken und blickte zur Stockwerkanzeige. »*Vijftien*«, sagte sie. Sie drehte sich um und sah zu, wie Braam sich mit den aufgelesenen Patronenhülsen aufrichtete.

Sie sagte: »Eine pro Leibwächter und drei für die Zielperson.«

Weiter sagte sie nichts. Aber Braam begriff sofort, was sie meinte. Er hatte nur vier Patronenhülsen eingesammelt. Er kniete sich wieder hin und suchte die fünfte. Sie war unter den rechten Unterarm der Hauptzielperson gerollt. Er steckte sie ein, während Martina vor ihn hintrat, um ihn vor Blicken zu schützen, falls jemand vor dem Aufzug wartete, wenn er ihr Stockwerk erreichte.

Im 17. ging die Tür auf. Der Stock wurde gerade renoviert und war deshalb leer. Braam zog einen kleinen Keil aus der Jackentasche und klemmte die offene Tür damit fest, dann stiegen sie aus und eilten zur Treppe, wobei Martina unterwegs aus ihren Pumps schlüpfte.

Sie verließen die Tiefgarage des Parque Cristal in einem Audi A8 eine Minute und vier Sekunden, bevor die ersten Alarmglocken schrillten, und fuhren auf der Autobahn Caracas – La Guaira nach Norden in Richtung Flughafen. Sie legten den größten Teil der Strecke schweigend zurück. Sie hatte so etwas schon öfter getan, und obwohl die Stresssubstanzen, die ihr zentrales Nervensystem überschwemmten, Puls und Blutdruck nach oben trieben, blieben sie äußerlich ruhig und gelassen.

Braam parkte den Wagen auf dem Parkplatz des Playa Grande Caribe Hotel & Marina an der karibischen Küste, jeder nahm einen Reisetrolley aus dem Kofferraum und

betrat, ihn hinter sich herziehend, das Hotel. Sie schlenderten am Empfangstresen vorbei durch die große Anlage und hinten wieder hinaus, dann einen gewundenen Fußweg entlang, der zum Jachthafen führte. Dort stiegen sie in eine kleine graue Jolle. Braam warf den Motor an, und sie fuhren zu einer 13 Meter langen Jacht hinaus, die im Hafen ankerte.

Braam ließ den Motor an, während Martina die Leinen losmachte, und Augenblicke später jagten sie aus dem Hafen hinaus auf die offene See.

Mit einem Auge das Meer im Blick behaltend, konsultierte Braam seinen Laptop. Im Browser war eine Wettervorhersage für die Karibik geöffnet. Die Aussichten für die nächsten vierundzwanzig Stunden waren günstig, und das war wichtig, denn sie wollten bis drei Uhr in der Frühe in Curaçao sein. Um halb sieben am nächsten Morgen ging ein Direktflug nach Amsterdam, und die Jaegers hatten Tickets und die feste Absicht, am nächsten Abend zu Hause zu sein.

Zwanzig Minuten nachdem sie in See gestochen waren, trat Martina mit zwei Champagner-Gläsern in den Händen auf die Brücke. Sie reichte eines Braam, der am Ruder saß, und sie prosteten sich zu.

Ein Paar würde sich jetzt vielleicht küssen, aber sie waren keines. In Wirklichkeit waren Braam und Martina Jaeger Geschwister, und sie arbeiteten als Auftragskiller für den russischen Geheimdienst.

Drei Tage nach der Explosion der Flüssiggas-Anlage in Litauen saßen zwei gut gekleidete Geschäftsmänner an einem Tisch in einem kleinen Restaurant neben der Haupthalle des Warschauer Zentralbahnhofs. Der ältere der beiden war annähernd fünfzig, kräftig gebaut und hatte dunkles, lockiges Haar, das einen erheblichen Grauanteil aufwies. Der Jüngere war Mitte dreißig, hatte kurzes braunes Haar und einen gestutzten Vollbart.

Die Männer tranken Kaffee und blickten von Zeit zu Zeit auf ihre Uhren. Der Ältere las in einer englischsprachigen Zeitung, der Jüngere hielt ein Smartphone in der Hand, saß aber die meiste Zeit nur mit übereinandergeschlagenen Beinen da und ließ gelangweilt den Blick durch den Bahnhof wandern. Äußerlich unterschieden sich die beiden überhaupt nicht von gut zwei Dutzend anderen Geschäftsleuten in der Haupthalle, die paarweise unterwegs waren, und nur unwesentlich von rund dreihundert anderen, die im Bahnhof standen oder saßen.

Wenn die Männer miteinander sprachen, dann auf englisch, doch nicht einmal das war in einer so kosmopolitischen Stadt wie Warschau ungewöhnlich.

Eine Durchsage zur bevorstehenden Abfahrt des Eurocitys nach Berlin um 9.55 Uhr hallte auf polnisch, deutsch und schließlich englisch aus den Lautsprechern, und die Männer standen auf, schulterten Umhängetaschen, ergrif-

fen Aktenkoffer und steuerten auf die Treppe zu, die zu den Bahnsteigen hinabführte.

Auf dem Weg durch die von Menschen wimmelnde Halle sagte der Jüngere leise etwas. Sein Partner hätte ihn unmöglich verstehen können, hätte er nicht – wie auch der andere – einen Minisender von der Größe eines Hörgeräts im Ohr gehabt.

»Was ist, wenn er nicht aufkreuzt? Steigen wir dann trotzdem in den Zug?«

»Es bringt doch nichts, in Warschau herumzusitzen, wenn wir keinen Hinweis auf seinen Aufenthaltsort haben«, antwortete der Ältere. »Seine Platzreservierung ist alles, was wir haben. Wir nehmen den Zug und sehen dann weiter. Vielleicht haben wir ihn im Bahnhof nur übersehen, und er ist schon eingestiegen.«

Dominic Caruso nickte, ohne etwas zu erwidern, aber eigentlich wäre er lieber noch etwas länger in Polen geblieben. Sie waren erst am Vorabend angekommen, aber er spürte, dass die Stadt nach seinem Geschmack war. Ihre Geschichte war faszinierend, das Bier und das Essen gut, und die wenigen Menschen, denen er begegnet war, hatten einen netten, unverkrampften Eindruck gemacht. Außerdem war ihm aufgefallen, dass die Frauen umwerfend aussahen, wenngleich das für ihn kein Grund war, zu bleiben. Er hatte zurzeit eine feste Beziehung, und so sagte er sich, dass es wahrscheinlich ganz gut war, wenn er gleich in den nächsten Zug stieg.

Auf dem Bahnsteig verharrten die beiden Männer noch einen Augenblick und sahen sich um. Scharen von Reisenden strebten in alle Richtungen, zu viele, als dass die beiden Amerikaner in dem Meer von Gesichtern ihre Zielperson hätten ausmachen können. Trotzdem nahmen sie sich Zeit und hielten nach etwaigen Agenten Ausschau, die für die Zielperson den Bahnsteig beobachteten und nach möglichen Beschattern absuchten.

Weder Domingo Chavez noch Dominic Caruso bemerkte etwas Verdächtiges, und so stiegen sie in ihren Erste-Klasse-Wagen am Ende des Eurocitys nach Berlin und setzten sich in ein Sechser-Abteil mit Glasschiebetür zum schmalen Gang. Sie nahmen die Fensterplätze, damit sie den Bahnsteig weiter im Auge behalten konnten.

»Viel mehr Polizei, als ich erwartet hätte«, bemerkte Chavez.

Caruso nickte, während er mit den Augen den gesamten Bahnsteig bis zur Treppe am anderen Ende absuchte. »Das ist wegen der Geschichte oben in Litauen. Ein neuer Terrorakteur, der in der Lage ist, so was durchzuziehen, macht alle europäischen Regierungen nervös.«

»Ja, aber für wie lange?«

»Schwer zu sagen«, räumte Caruso ein und fragte sich ebenfalls, ob die verstärkte Polizeipräsenz hier in Europa, obwohl ganz anderen Gründen geschuldet, die unliebsame Folge haben würde, sie bei ihrem Observationsauftrag zu behindern.

Er schob die Bedenken beiseite und setzte die Beobachtung fort.

Ihre Zielperson hier in Polen hieß Jegor Morosow und galt als hoher Offizier des russischen Inlandsgeheimdienstes FSB (*Federalnaja Sluschba Besopasnosti*). Er war Ende vierzig und sah, was die Aufgabe der beiden Amerikaner zusätzlich erschwerte, so unscheinbar aus wie die meisten Vertreter seines Metiers.

Chavez und Caruso arbeiteten für einen privaten amerikanischen Nachrichtendienst, der sich selbst »der Campus« nannte, und waren mithilfe der Recherche- und Analyseabteilung ihrer Organisation einer auf Zypern registrierten Briefkastenfirma auf die Spur gekommen, die Beziehungen zum Kreml und dem russischen Geheimdienst unterhielt. Die CIA hatte Morosow bereits als Geheimagent identifiziert, aber der Campus hatte ihn hier in

Warschau aufgespürt, nachdem er eine mit der zypri-
schen Briefkastenfirma verknüpfte Kreditkarte benutzt
hatte, die auf einen seiner bekannten Tarnnamen lautete.
Als die beiden Amerikaner in Warschau eintrafen, hatte
Morosow bereits aus seinem Hotel ausgecheckt, aber es
stellte sich heraus, dass mit seiner Karte zwei Erste-Klasse-
Tickets für den Eurocity nach Berlin an diesem Morgen
reserviert worden waren.

Die Männer besaßen zwar ein Foto Morosows aus des-
sen polnischem Visumsantrag, aber sie hatten keine Ah-
nung, mit wem er zu reisen gedachte, warum er nach
Berlin fuhr und was er hier im Westen trieb.

Trotzdem waren sie hier. Schließlich hatten sie sich in
den letzten Monaten mit russischen Finanznetzwerken
beschäftigt, und Morosow war ein Name mit einem Ge-
sicht, der mit einer Firma in einem dieser Netzwerke in
Verbindung stand. Sie wussten nicht sonderlich viel über
ihn, aber er war alles, was sie hatten, und so waren sie auf
ihn angesetzt worden.

Doch jetzt sah es ganz so aus, als würde er gar nicht
kommen.

»Das könnte ein dröger Tag werden«, sagte Dom Caruso.

»Na ja, diese ganze Ermittlung ist mehr Kopf- als Fuß-
arbeit. Jack junior und die anderen Analytiker sind die
Köpfe und wir beide nur die Füße und Augen, deshalb
haben wir diesen aufregenden Job bekommen.«

Caruso nickte, während er den Blick schweifen ließ.
Dann blinzelte er heftig vor Überraschung, als traute er
seinen Augen nicht. »Ich fass es nicht. Da ist er.«

Die Zielperson ging in Lederblouson und Jeans drau-
ßen vor dem Fenster den Bahnsteig entlang, in der Hand
eine große Ledertasche. Ein, zwei Meter dahinter – und
im Gleichschritt mit ihm – zog eine Frau einen Rollkoffer
hinter sich her. Sie war viel jünger als er, hatte dunkles
Haar und helle Haut. Für Dom sah sie nicht wie eine Polin

aus, auch nicht wie eine Russin, doch andererseits, so sagte er sich, war er mit den Frauen hier drüben noch nicht so vertraut, dass er sich ein Urteil erlauben konnte.

Aber Chavez dachte dasselbe. »Ich würde sagen, die Unbekannte ist Nordafrikanerin. Marokko. Algerien. Vielleicht auch Spanierin oder Portugiesin.«

Caruso nickte. Der ältere Domingo Chavez war schon viel länger dabei als er und traf mit seinen ersten Vermutungen gewöhnlich ins Schwarze.

»Sie könnte was viel Besseres kriegen als einen Typ wie Morosow«, fügte Caruso hinzu.

»Frankensteins Braut könnte was viel Besseres kriegen als einen Typ wie Morosow.«

Der Russe und seine Reisegefährtin stiegen in denselben Wagen wie Chavez und Caruso, was keineswegs nur reines Glück war. Von den sechs Wagen des Zugs war nur einer erster Klasse.

Dom stemmte sich aus seinem Sitz, trat an die Glasschiebetür und spähte den Gang hinunter. Er sah, wie die Frau Morosow in das Abteil zwei Türen weiter folgte.

Augenblicke später sprang der Schaffner auf den Bahnsteig hinaus, stieß in seine Pfeife und stieg wieder ein, worauf die mächtige E-Lok die sechs Wagen aus dem Bahnhof zu ziehen begann.

Sie waren kaum ein paar Minuten unterwegs, da beschlossen Chavez und Caruso, zunächst einmal den gesamten Zug nach möglichen Gegenobservanten abzusuchen, bevor sie sich der Frage zuwandten, wie sie an ihre Zielperson und die junge Frau näher herankommen konnten. Sie verließen ihr Abteil, schlenderten an Morosows Abteil vorbei, ohne hineinzusehen, und durchquerten den Speisewagen. Dahinter ging es in den ersten Wagen der zweiten Klasse. Darin saßen rund ein Dutzend Männer, alle in schwarzen Sportanzügen mit roten Zierstreifen. Chavez und Caruso hatten sie kurz vor dem Ein-

steigen im Bahnhof gesehen und nahmen an, dass sie eine Fußballmannschaft waren. Die meisten von ihnen trugen Kopfhörer, nur ein paar unterhielten sich. Zwei hätten dem Aussehen nach Trainer sein können, doch der Rest hatte das richtige Sportleralter und die entsprechende Figur.

Chavez und Caruso gingen weiter in den nächsten Wagen, wo sie nur Touristen, ein paar Männer und Frauen in Geschäftskleidung und mehrere Senioren vorfanden.

Im zweitletzten Wagen fielen ihnen drei Männer zwischen dreißig und vierzig auf, die, zwei Weiße und ein Schwarzer, beieinander saßen. Sie trugen Jeans und North-Face-Jacken. Einer der Weißen hatte einen hochwertigen Rucksack mit Außennetz im Militärstil auf dem Schoß. Der Schwarze trug eine Taucheruhr, und der zweite Weiße hatte ein Panasonic Toughbook, einen Laptop mit robustem Gehäuse, der häufig beim Militär und bei privaten Sicherheitsdiensten Verwendung fand.

Der letzte Wagen war voller Touristen, Familien mit kleinen Kindern und Rentnern.

Zurück in ihrem Abteil, sprachen die Männer über die Eindrücke, die sie bei ihrem Erkundungsgang gewonnen hatten. »Die drei Typen im fünften Wagen sind eindeutig aus der Branche«, sagte Dom.

»Schon«, erwiderte Chavez. »Aber unser Mann ist vom FSB. Ein Begleitteam für Morosow würde sich niemals so ausstaffieren. Viel zu auffällig.«

Caruso sann darüber nach und nickte zustimmend. »Was ist mit der Fußballmannschaft? Im Unterschied zu dir kann ich Kyrillisch nicht lesen.«

»Tja«, sagte Chavez. »Auf ihren Anzügen stand FC Luschany. Keine Ahnung, wer oder was das ist.«

Dom konsultierte sein Smartphone. Nach einer Minute sagte er: »Da hätten wir sie. Eine Amateur-Fußballmannschaft aus der Ukraine.«

»Kannst du herausfinden, was sie hier treiben?«

Ein wenig Tipperei auf dem Smartphone lieferte Dom weitere Informationen. »Kommende Woche findet in Leipzig ein Amateur-Turnier statt.«

»Okay«, sagte Chavez. Er nahm nicht ernstlich an, dass zwölf als Fußballer verkleidete Schurken im Zug saßen, wollte sie aber trotzdem überprüfen. »Wenn wir die Fußballer und die drei Superagenten ausschließen, befindet sich meines Erachtens niemand mehr im Zug, der einen genaueren Blick wert wäre. Abgesehen von Morosow und seiner Freundin, versteht sich.«

»Gut«, sagte Caruso. »Willst du näher ran?«

Chavez nickte. »Wir können uns im Speisewagen an einen Tisch setzen und zu Mittag essen. Von dort können wir durch die Fenster der Verbindungstüren ihr Abteil im Auge behalten. Die Sicht ist nicht ideal, aber wenigstens kriegen wir so mit, wenn jemand kommt oder geht. Wenn die Frau aufs Klo geht, versuche ich, ein Foto von ihr zu machen. Sehr viel mehr können wir nicht tun.«

»Ich könnte ihr oder Morosow eine Wanze verpassen.«

Chavez schüttelte den Kopf. »Das wäre zu riskant. Als wir noch mehr waren, wäre das vielleicht eine Option gewesen, aber jetzt, wo wir nur noch zu zweit sind, müssen wir es auf die dezente, clevere Tour angehen.«

Caruso sah ein, dass Chavez recht hatte. Das Team war jetzt kleiner als früher, und jeder Tag im Außeneinsatz erinnerte sie daran.

John Clark spürte die ungeheure Wirkung, die vom Nationalfriedhof Arlington ausging – die Würde der über 250 Hektar großen Anlage und das Schicksal der 400 000 dort Begrabenen ließen ihn nicht unbeeindruckt. Tatsache aber war, dass John Clark nicht viel von Friedhofsbesuchen hielt.

Das war kein Zeichen für mangelnden Respekt vor den Toten. Ganz im Gegenteil. Wer Grabsteine verehrte, versäumte es in seinen Augen, die Toten so in Erinnerung zu behalten, wie sie in Erinnerung behalten werden wollten. Im Lauf der Jahre hatte er viele Freunde verloren, und ihm war es wichtig, sie alle in Erinnerung zu behalten, aber dazu, so sagte er sich, brauchte er nicht ihre letzte Ruhestätte aufzusuchen.

Doch trotz aller Vorbehalte war er heute hier und stand ohne Schirm, den er im Auto vergessen hatte, im kalten Regen am Grab eines Freundes.

Auf dem Grabstein stand sehr wenig, und das wenige entsprach nur teilweise der Wahrheit.

SAMUEL REID DRISCOLL
 FIRST SERGEANT
 U.S. ARMY
 26. 7. 1976 – 5. 5. 2016
 PURPLE HEART
 AFGHANISTAN

Der Name stimmte, obwohl er sich Sam genannt hatte. Auch Rang und Teilstreitkraft stimmten, nur hatte Sam die Army Rangers schon Jahre vor seinem Tod verlassen. Das Geburtsdatum war korrekt, doch zwischen dem tatsächlichen Todestag und dem, der in den weißen Marmor gemeißelt war, lagen mehrere Wochen. Clark wusste das mit absoluter Gewissheit, denn er war nur zwanzig Meter von Sam entfernt gewesen, als er starb.

Und wenn Afghanistan nicht irgendwie in die Höhe gehoben und an die Südgrenze der Vereinigten Staaten verfrachtet worden war, dann war auch sein Sterbeort nicht korrekt.

Sam Driscoll war nämlich in einem dunklen Flur einer Luxusvilla eine Autostunde von Mexico City entfernt von einem nordkoreanischen Geheimagenten erschossen worden.

Nein, in der Grabinschrift wurde das nicht erwähnt.

Und ja, die falschen Angaben und Halbwahrheiten auf Sam Driscolls Grabstein ärgerten Clark ein wenig, doch er sah ein, dass es so besser war. Man hätte schlecht auf den Grabstein schreiben können, dass Sam als Agent für einen inoffiziellen Spionagedienst namens Campus gearbeitet hatte, und schon gar nicht, dass er in Mexiko die Leute gejagt hatte, die hinter dem nur knapp gescheiterten Mordanschlag auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten steckten.

Sam war gut gewesen, ohne Zweifel verdammt viel besser als der Nordkoreaner, der ihn getötet hatte – und der im selben Augenblick durch Sams Hand gestorben war. Aber Sam hatte es mit zwei Angreifern zu tun gehabt, und obwohl er sie beide erledigte, hatte der eine mit dem letzten Atemzug noch einen Glückstreffer gelandet.

Im Kampf gibt es keine Garantien. Wenn Männer erbittert um ihr Leben kämpfen, Mann gegen Mann, und mit einer Mündungsgeschwindigkeit von 300 Metern pro Se-

kunde heißes Blei aufeinander abfeuern, passiert zwangsläufig Scheiße, und Sam war sie passiert.

John Clark stand im Regen und dachte noch einmal kurz an jene Nacht in Cuernavaca, aber dann kehrten seine Gedanken zu seinem eigenen Leben, seiner eigenen Sterblichkeit zurück. Das ließ sich kaum vermeiden, wenn man in diesem riesigen Steingarten stand, in dem jede weiße Gedenktafel an einen weiteren Mann oder eine weitere Frau erinnerte, alle mit ihrer ganz eigenen Geschichte, ihrem ganz eigenen Ende.

Es gab hunderttausend Arten zu sterben. Das einzige Gemeinsame all dieser Gedenksteine war, dass praktisch jeder, der unter ihnen begraben lag, in irgendeiner Weise den Vereinigten Staaten von Amerika gedient hatte und dass viele von ihnen, sehr viele, ihr Leben in Ausübung dieses Dienstes verloren hatten.

Genau wie Sam.

Es war nicht fair.

John Clark war siebenundsechzig Jahre alt. Sam Driscoll war 27 Jahre jünger als er gewesen, und viele andere Männer und Frauen, die hier begraben lagen, waren halb so alt wie Sam gewesen, als sie vor ihren Schöpfer traten.

Nein, alles andere als fair.

Hätte Clark gekonnt, dann hätte er die Kugel, die Sam Driscoll niedergestreckt hatte, mit seinem Herzen aufgefangen, aber er hatte sich die meiste Zeit seines Lebens in Gefahr begeben, und wenn er etwas gelernt hatte, dann dass das alles nicht den geringsten Sinn ergab und dass bei einem Feuergeschehen der Zufall immer eine beherrschende Rolle spielte, egal wie gut man war.

Sein Blick wanderte über die vielen Tausend weißen Grabsteine.

Alles kann passieren, auch die Guten können sterben.

Langsam, ganz langsam erinnerte er sich an die Blumen in seiner Hand.

Wenn Clark nicht der Typ war, der an Gräbern stand, so gehörte er erst recht nicht zu der Sorte, die mit Blumen durch die Gegend lief. Aber das war nicht seine Idee gewesen. Nein, er löste nur ein Versprechen ein.

Bei Sams Beerdigung hatte er Edna Driscoll, die Mutter des Toten, kennengelernt. Sie wusste nicht, wie ihr Sohn gestorben war. Sie wusste nur, dass ihr Sohn den Dienst bei der Army quittiert hatte und zu einem Privatunternehmen gewechselt war, das Aufgaben im Bereich der inneren Sicherheit wahrnahm. Sie begriff, dass seine Arbeit streng geheim war und dass er nicht darüber sprechen durfte, aber sie ahnte nicht, dass sie sich als noch gefährlicher erweisen sollte als sein Dienst beim 75. Ranger-Regiment.

Bei der Beerdigung drückte er der hageren und verhärmten Frau sein tief empfundenes Beileid aus, doch als sie ihn nach den näheren Umständen des Todes ihres Sohns fragte, konnte er ihr nur sagen, dass er für sein Land gestorben war.

Das war die reine Wahrheit, und er hoffte, sie würde genügen, aber er erlebte das nicht zum ersten Mal, und er wusste Bescheid.

Es genügt nie.

Seine Frau Sandy war ihm zu Hilfe gekommen, wie schon bei vielen Beerdigungen zuvor. Sie mischte sich in das Gespräch ein, stellte sich vor und brachte Edna Driscoll auf andere Gedanken. Sie hatte Mitleid mit ihr, und nach der Beerdigung schlug sie der Frau vor, miteinander in Kontakt zu bleiben.

Es war ein Akt der Freundlichkeit, der einer Witwe aus Nebraska, die ihren Sohn verloren hatte, Gelegenheit gab, eine Beziehung zu den Menschen zu knüpfen, mit denen er gedient hatte, auch wenn sie nicht begriff, wer oder was sie waren.

Sandy kontaktierte Edna ein paar Tage später und be-

richtete ihr, dass die private Sicherheitsfirma im Rahmen des Vergütungspakets für ihren Sohn ein Pensionskonto eingerichtet habe, das nun ihr gehöre, und als Sandy ihr den Betrag nannte, der sich auf dem Konto befand, war Edna Driscoll noch verwirrter, was den Arbeitgeber ihres Sohnes anging.

Drei Millionen Dollar waren für sie eine schockierend hohe Summe, und doch kein Ausgleich für ihren Verlust.

Und dann, ein paar Wochen nach Sams Beisetzung und der Freigabe des Kontos, schickte seine Mutter Sandy Clark eine E-Mail mit einer Bitte. Sie schrieb, dass sie tiefe Traurigkeit überkomme bei dem Gedanken, dass die Blumen, die sie auf das Grab ihres Sohnes gelegt habe, mittlerweile verwelkt und vertrocknet seien, und dass sie sich frage, ob es Sandy etwas ausmachen würde, von Zeit zu Zeit einen frischen Strauß zum Grab zu bringen.

Sandy und John wohnten in Emmitsburg, Maryland, das nicht gerade um die Ecke vom Nationalfriedhof Arlington lag, doch das war der Frau aus einer Kleinstadt bei Omaha nicht klar, und so willigte Sandy ein und versprach Edna, sich darum zu kümmern.

John Clark wäre es lieb gewesen, wenn seine Frau genau dies getan und sich selbst darum gekümmert hätte – Friedhöfe waren nicht seine Sache –, doch Arlington lag auf dem Weg in sein Büro in Alexandria, und es wäre Unsinn gewesen, wenn Sandy extra hingefahren wäre, wo es ihm doch viel weniger Umstände machte.

Und so kam es, dass er heute zum dritten Mal Blumen an Sams Grab brachte. Der Tod Sams und all der anderen hier bedrückte ihn, doch er schüttelte das Gefühl bald ab. Es sah das alles nicht durch die sentimentale Brille. Er vermisste Sam und fühlte sich für seinen Tod im selben Maße verantwortlich wie für den aller anderen, die unter seinem Kommando gefallen waren, aber Sam war nicht hier, lag nicht unter diesem Grabstein, in dieser Erde.

Das Grab war nur eine irdische Gedenkstätte.

Und dann kam ihm der Gedanke, dass eben diese Einsicht Edna Driscoll vielleicht dabei helfen könnte, ihren Schmerz ein wenig zu lindern.

Das Telefon in seiner Tasche klingelte. Er begrüßte die Ablenkung, obgleich es schwierig war, im Regen ranzuzugehen.

»Clark.«

»He, John. Ich bin's, Jack.«

Jack Ryan junior rief aus Italien an. Clark wusste das, weil er ihn vor zwei Wochen hingeschickt hatte. Er blickte auf die Uhr. In Italien war es jetzt Nachmittag.

»Wie geht's dem Mädchen, mein Junge?«

Es folgte eine kleine Pause. »Meinst du Ysabel?«

»Wie viele Mädchen hast du denn da drüben?«

Jack lachte verlegen. »Es geht ihr gut, danke. Dir ist schon klar, dass ich hier arbeite?«

»Natürlich. Ich wollte dich nur aufziehen.« Er blickte auf Sams Grab. »Niemand will dir dein Privatleben nehmen. Das kommt sowieso schon kurz genug.«

Jack zögerte, bevor er wieder sprach. »Alles in Ordnung, John?«

»Bestens.« Die Verbindung blieb stumm, bis Clark sagte: »Du hast *mich* angerufen, schon vergessen?«

»Ach so, ja. Ich wollte fragen, ob du die Jungs für ein zehnminütiges Gespräch im Konferenzraum zusammenschleppen könntest. Nichts Weltbewegendes. Ich wollte euch nur einen Zwischenbericht geben, was ich hier herausgefunden habe.«

»Bist du auf etwas Interessantes gestoßen?«

»Ja. Dass die Finanzschwindeleien der Russen kompliziert sind.«

Clark wandte sich von Sams Grabstein ab und trat den Rückweg zum Auto an. »Wir haben dir ein Erste-Klasse-Ticket bei Alitalia spendiert und in Rom für einen Monat

eine möblierte Wohnung gemietet, damit du das herausfindest? Verdammt, darauf wäre ich auch auf meiner Veranda gekommen.«

Jack lachte erneut, diesmal natürlicher. »Na ja, ein bisschen mehr habe ich schon ausgegraben. Habt ihr Zeit für ein Briefing?«

»Im Moment nicht«, antwortete Clark. »Ich habe Dom und Ding gestern auf einen Kurztrip nach Polen geschickt.«

»Die Glücklichen.«

Clark schnaubte. »Sagt der Glückliche, der mit seiner Freundin in Rom in wilder Ehe lebt.«

Jack kicherte wieder verlegen. »Okay, wie wär's, wenn ich nur dich und Gerry kurz ins Bild setze?«

»Ich bin im Moment gar nicht im Büro.«

»Echt? In Virginia ist es jetzt Viertel nach neun. Sieht dir gar nicht ähnlich, dass du verschläfst.«

»Glaubst du wirklich, ich hätte verschlafen?«

»Nein, ich wollte dir nur entlocken, wo du bist.«

Schweigen an beiden Enden der Verbindung, bis Jack Ryan junior sagte: »Das ist mir offensichtlich misslungen.« Wieder Stille. »Okay, ich kann morgen noch mal anrufen.«

»Ja«, erwiderte Clark. »Aber gib mir eine Kurzfassung.«

»Ich habe einen Anwalt in Luxemburg ausfindig gemacht, der eindeutig in die Sache verstrickt ist. Wenn ich hier fertig bin, würde ich gerne nach Luxemburg und mir den Mann etwas genauer ansehen.«

»Soll ich dir Unterstützung schicken?«

Die Antwort kam prompt. »Nein, ich komme schon klar. Das ist reine Analysearbeit, nichts Heikles. Ysabel und ich sind hier in Rom alleine klargekommen, und ich glaube nicht, dass es in Luxemburg aufwendiger wird. Ich brauche ungefähr noch eine Woche, um hier abzuschließen.«

»Gut.« John Clark war nicht auf den Kopf gefallen, er wusste, was da lief. Jacks Freundin war eine iranische Staatsbürgerin namens Ysabel Kashani. Sie unterstützte ihn in Rom, und Rom lag näher an Teheran als Luxemburg.

Außerdem war es um einiges romantischer.

Clark hätte seinen jungen Agenten beinahe gerüffelt und aufgefordert, sich auf die Arbeit zu konzentrieren, sah aber davon ab. Er wollte ihm noch ein oder zwei Tage Schonfrist gewähren. Diese Operation war zwar wichtig, aber es ging nicht um Leben und Tod.

Sollte sich der Bursche ruhig noch ein wenig amüsieren. Das würde niemandem schaden.

»Okay, mein Junge. Ich beraume für morgen um diese Zeit eine Telefonkonferenz an, dann kannst du uns darüber informieren, was du weißt.« Seine Stimme wurde lauter und gebieterischer. »Und dass du mir nicht zu selbstgefällig wirst. Ich möchte, dass du rund um die Uhr alle Sicherheitsvorkehrungen einhältst. Keine Ausflüchte, keine halben Sachen. Verstanden?«

»Verstanden. He, bist du dir sicher, dass mit dir alles in Ordnung ist, John?«

»Mir geht es blendend. Ehrlich. Wir sprechen uns dann morgen.«

Clark unterbrach die Verbindung und warf einen letzten Blick auf den von weißen Grabsteinen übersäten Hügel, dann zog er im Regen den Kopf ein und stieg in seinen Wagen.

Jack hatte recht gehabt. Clark kam zu spät zur Arbeit.

Jack Ryan junior schob das Telefon in seinen Blazer zurück und trank den Rest seines doppelten Espresso. Er sah auf die Uhr, dann ergriff er die Zeitung, die zusammengefaltet vor ihm lag, und überflog sie geistesabwesend.

Jack war Anfang dreißig, knapp über eins achtzig groß, hatte kurzes, dunkles Haar und einen gestutzten Bart. Er trug eine unmodische Brille, die ihn zusammen mit dem maßgeschneiderten blauen Blazer älter aussehen ließ, als er tatsächlich war, aber seine Jeans und sein unbeschwertes Lächeln zerstreuten jeden Eindruck von Spießigkeit. Er wog über zwei Zentner, die großteils aus Muskeln bestanden, doch seine Kleidung trug viel dazu bei, seinen athletischen Körperbau zu verbergen.

Er warf die Zeitung auf den Tisch und blickte angestrengt suchend durch das nahezu leere Café.

Gerade war ihm aufgefallen, dass seine Freundin schon ziemlich lange auf der Toilette war. Anspannung überkam ihn, eine böse Ahnung stieg in ihm auf.

Wie aufs Stichwort tauchte Ysabel aus der Damentoilette auf, in Jeans und taillierter Lederjacke, in denen sie jungenhaft, aber schön aussah, die schwarzen Haare zu einem Knoten hochgesteckt.

Jack unterdrückte einen Seufzer der Erleichterung und schalt sich dafür, dass er gleich ausflippte, nur weil eine Frau ein paar Minuten für kleine Mädchen war. Er rief

sich in Erinnerung, dass sie sich nicht mitten in einem Kriegsgebiet befanden.

Jedenfalls nicht mehr.

Er stand vom Tisch auf, rückte ihr den Stuhl zurecht und rief nach der Rechnung, als sie beide wieder saßen.

»Entschuldige«, sagte Ysabel. »Ich weiß, du denkst, ich hätte mich die letzten zehn Minuten vor dem Spiegel herausgeputzt.«

»Warst du denn so lange weg? Das ist mir gar nicht aufgefallen.«

Sie lächelte. Ihre Miene verriet, dass sie ihm nicht glaubte. Kopfschüttelnd sagte sie: »Ich habe gerade mein Make-up aufgefrischt, da hat eine andere Frau vor dem Spiegel meine Tasche umgestoßen. Alles ist auf den Boden gefallen.« Sie kicherte. »Und eine Frau hat so allerhand in ihrer Handtasche.«

»Ich habe sie schon in der Hand gehalten. Hat die Frau dir wenigstens beim Einsammeln geholfen?«

»Ja. Sie hat sich mehrmals entschuldigt und mir geholfen. Bloß eine ungeschickte Person. Und bei dir? Alles in Ordnung? Hast du nicht gesagt, du müsstest eine Weile telefonieren?«

»Alles bestens. Mein Boss ist nicht im Büro, deshalb gebe ich meinen Bericht morgen durch.«

In hoffnungsvollem Ton fragte Ysabel: »Wirst du denn fragen, ob du noch etwas länger hier in Rom bleiben kannst?«

Jack nickte. »Ich habe ihm gesagt, dass ich noch eine Woche brauche. Dass wir hier noch nicht ganz fertig sind. Außerdem steht noch viel analytische Vorarbeit an, bevor ich in Luxemburg weitermachen kann. Die kann ich genauso gut hier erledigen, wo doch die Wohnung bis zum Monatsende bezahlt ist.« Er setzte eine unbekümmerte Miene auf, griff wieder zur Zeitung, schlug die Beine übereinander und las.

Ysabel runzelte die Stirn, aber nur kurz, denn Jack schaute langsam zu ihr auf und grinste. »Nur ein Scherz. Es stimmt alles, aber ich bleibe noch eine Woche, damit wir mehr Zeit miteinander haben. Dieser Arbeitsurlaub war fantastisch. Meinst du, den könnten wir uns patentieren lassen?«

Sie stand auf, kam um den Tisch herum, setzte sich ihm auf den Schoß und küsste ihn, aber erst, nachdem sie ihn in den Arm geknufft hatte. Er hatte sich so an ihre Neckereien gewöhnt, dass er ihr langsam darin nacheiferte.

Ysabels Augen weiteten sich. »Ich habe eine Idee! Zur Feier des Tages koche ich uns heute Abend etwas Tolles.«

Ryans Begeisterung hielt sich in Grenzen. »Und was?«, fragte er argwöhnisch.

»Ein Gericht, das mir meine Großmutter beigebracht hat. *Kuku sabsi*.«

»Ich hoffe, das ist kein Farsi-Ausdruck für Omas Veggie-Brei.«

Wieder versetzte sie ihm einen Knuff gegen den Arm. »Wo denkst du hin! Das ist eine Quiche mit Gemüse und Kräutern.«

»O Mann.«

Ysabel seufzte und rutschte von Jacks Schoß. »Das ist lecker, es wird dir schmecken. Ich werde auf dem Heimweg in dem persischen Laden vorbeischaun und alles besorgen, was ich dazu brauche.«

Jack sah sie an, ohne etwas zu sagen, täuschte aber eine begeisterte Miene vor.

Sie durchschaute ihn. »Wie wär's, wenn du beim Metzger ein paar Steaks holst? Nimm so viel, wie du zu Hause essen würdest. Du kannst grillen, während ich das Gemüse dünste. Wir essen das *Kuku sabsi* als Beilage. Ein iranisch-amerikanisches Essen.«

Jack wäre fast vom Stuhl aufgesprungen, diesmal ehrlich begeistert. »Eine heile Welt, vor uns auf den Tellern.

Das gefällt mir. Wir treffen uns dann in einer halben Stunde in der Wohnung.«

Sie küssten sich noch einmal, dann verließ Ysabel das Café und wandte sich nach Süden. Jack ging nach Osten, mit beschwingtem Schritt, denn er freute sich schon darauf, auf seinem Balkon saftige Steaks zu essen und herrlichen Wein zu trinken, und das alles mit einer schönen, hinreißenden Frau.

Beim Gang durch die Innenstadt Roms, die jetzt, am späten Nachmittag, von Fußgängern, Autos und Motorrollern wimmelte, dachte er über seine Situation nach, und seine Schritte verloren etwas von ihrem Elan, denn er wurde daran erinnert, wie flüchtig dies alles war. Er hatte mit der Iranerin Ysabel Kashani die letzten zwei Wochen hier in einer der romantischsten Städte der Welt verbracht und jede Minute genossen, aber sehr viel länger würde das nicht dauern.

Er konnte nicht sagen, was für eine Zukunft er und Ysabel hatten. Dafür war es noch zu früh, denn er kannte sie erst etwas mehr als einen Monat. Sie hatten sich bei einer Operation in Asien kennengelernt und waren schnell eine Beziehung eingegangen, und obwohl er in seiner jetzigen Lebensphase eigentlich nichts Ernstes hatte anfangen wollen, musste er zugeben, dass er sich in diese Frau verliebt hatte.

Und ihm war klar, dass das aus mehreren Gründen problematisch werden konnte, nicht zuletzt deshalb, weil sie in unterschiedlichen Hemisphären lebten.

Jack warf rasch einen prüfenden Blick nach hinten, als er das linke Tiberufer erreichte und den Weg nach Süden einschlug, zur nächsten Brücke, die nach Osten führte. Er bemerkte niemanden, der ihn verfolgte. Auch wenn er eigentlich nicht damit rechnete, bei diesem Einsatz beschattet zu werden, brauchte er von Clark nicht daran erinnert zu werden, dass die Sicherheit seiner Person und

der Operation bei seinen Überlegungen immer im Vordergrund stehen musste – OPSEC und PERSEC waren ihm in den Jahren, seit er für den Campus arbeitete, zur zweiten Natur geworden, die Techniken der Gegenobservation in Fleisch und Blut übergegangen. Überall, wo er sich aufhielt, selbst in den Staaten, benutzte er unterschiedliche Routen, wenn er seine Wohnung verließ oder in sie zurückkehrte. Er besuchte nicht jeden Tag dieselben Cafés, Restaurants oder Geschäfte, und in unregelmäßigen Abständen nahm er unauffällig die Fußgänger vor und hinter sich in Augenschein.

Er schaute wieder nach vorn und erlaubte seinem regen Verstand, sich wieder mit Dienstlichem zu beschäftigen. Seine Gedanken entfernten sich von Ysabel – vorläufig jedenfalls – und wandten sich Finanzangelegenheiten zu.

Nicht seinen eigenen Finanzangelegenheiten – er verdiente gut und kam aus einer wohlhabenden Familie. Sein Vater war Präsident der Vereinigten Staaten und seine Mutter Leiterin der Abteilung für Augenheilkunde an der Johns Hopkins University.

Die Finanzangelegenheiten, an die er im Moment dachte, waren die der Kreml-Oberen.

Der Auftrag, der ihn nach Italien geführt hatte, bestand zu einem Drittel aus operativer Feldarbeit und zu zwei Dritteln aus Analyse, und er fand, dass er sich perfekt für den Job eignete, da er sowohl Einsatzagent als auch Analytiker war und sich in letzter Zeit auf Finanzanalysen spezialisiert hatte, was bei der Verfolgung von Geldwäsche hilfreich war.

Die US-Nachrichtendienste wussten, dass es für den Umgang mit dem kriminellen Regime im Kreml von entscheidender Bedeutung war, herauszufinden, wo das Geld der Staatsspitze herkam und, was vielleicht noch wichtiger war, wohin es floss. Russland war eine Kleptokratie, alle

Macht lag in den Händen einiger weniger Korrupter. Das Schlagwort der Stunde war »elite capture«: Die Privilegierten des Landes hatten den demokratischen Prozess vereinnahmt, indem sie der breiten Masse durch Bestechung, Wahlmanipulation und andere infame Methoden die Macht entrissen.

Etwa um die Zeit, wo die russischen Auslands- und Inlandsgeheimdienste miteinander verschmolzen, begann die CIA unter großem Aufwand, den Privatvermögen der kleinen Clique politischer Entscheidungsträger im Machtzentrum von Kreml und FSB nachzuspüren. Jacks Vater, der Präsident, hatte mehrere Staaten dafür gewinnen können, mit ihm zusammen Sanktionen gegen zahlreiche Vertreter dieser russischen Elite zu verhängen, um der aggressiven Politik des Landes gegen seine Nachbarn entgegenzuwirken. Damit konnte man dem Treiben des Kremls zwar keinen Riegel vorschieben, doch man traf einige mächtige Leute in Russland an empfindlicher Stelle und erhöhte dadurch den internen Druck auf Präsident Walerij Wolodin.

Doch während einige Oligarchen-Konten eingefroren und ihre Besitzer mit Reisebeschränkungen belegt wurden, nahm der Campus nicht diese mit dem Kreml verhandelten Oligarchen selbst ins Visier, sondern die Ökonomen, Mathematiker, Banker, Geldmanager, Fachleute für Offshore-Geschäfte und Buchhalter, die für sie arbeiteten. Jack war klar, dass Wolodins Topleute nicht selbst vor Computern saßen, Trusts im Ausland gründeten und Aktienanteile, Immobilien oder andere Vermögenswerte kauften oder verkauften. Nein, es waren die Männer und möglicherweise auch Frauen – bislang hatte der Campus allerdings nur Männer identifiziert – unter diesen Kreml-Größen, die das nötige finanzielle Geschick mitbrachten und sich durch politische Verlässlichkeit auszeichneten.

Diese russischen Geldjongleure standen schon geraume Zeit im Fokus der Campus-Analytiker. Jack selbst war allerdings erst seit Kurzem in das Projekt eingebunden, da er zuvor mit anderen Operationen in aller Welt befasst gewesen war.

Gemeinsam hatten er und die anderen Analytiker rund drei Dutzend Männer identifiziert, die an vorderster Front die in beide Richtungen fließenden Geldströme lenkten, die Russlands Kleptokratie am Laufen hielten. Ohne Zweifel gab es viele weitere, von denen sie nichts wussten, aber je tiefer Jack bei der Beschäftigung mit den bekannten Akteuren in diese schwierige Materie eintauchte, desto dringlicher stellte sich ihm die Frage: Welchem dieser Männer, wenn überhaupt, vertraute Walerij Wolodin die Verwaltung seines Privatvermögens an?

Wolodin wurde unermesslicher Reichtum nachgesagt – vor dem jüngsten Einbruch der Ölpreise soll sich sein Vermögen auf über 40 Milliarden Dollar belaufen haben. Vermutlich bestand es aus Anteilen an Staatsunternehmen, Offshore-Banken und anderen Anlagen. In der US-Regierung herrschte die Vermutung vor, dass Wolodins Geld durch dieselben geheimen Kanäle geleitet wurde wie das der anderen Vertreter der russischen Machtelite. Es kam also nur darauf an, die verschiedenen Schichten des Netzwerks freizulegen und nach den Drahtziehern zu suchen, dann musste man irgendwann auf die Männer stoßen, die Wolodins versteckte Reichtümer verwalteten.

Die von Jacks Vater geführte US-Regierung hatte dem Justizministerium ausdrücklich untersagt, Wolodins Privatvermögen ins Visier zu nehmen. Es gab internationale Verträge und Abkommen, die verhindern sollten, dass ein Land die privaten Finanzen von Staatsführern ans Licht zerrte oder zerstrittene Staaten Strafanzeige gegen den Regierungschef des jeweils anderen stellten, um diploma-

tischen Druck auszuüben. Doch für den Campus galten solche Einschränkungen nicht.

Campus-Direktor Gerry Hendley hatte seiner Analyseabteilung grünes Licht gegeben und den Auftrag erteilt, die Akteure aufzuspüren, durch deren Hände die von Wolodin angehäuften Milliarden gingen. Mit der Folge, dass sie viele Nächte durchgearbeitet hatten und einer von ihnen – nämlich Jack Ryan junior – schließlich nach Europa geschickt worden war.

Michail »Mischa« Grankin war eine Schlüsselfigur im engsten Kreis um Wolodin und derzeit vom Westen mit Sanktionen belegt. Als neuer Sekretär des russischen Sicherheitsrats war Grankin im vergangenen Jahr zu Wolodins wichtigstem Berater in allen diplomatischen, militärischen und nachrichtendienstlichen Angelegenheiten aufgestiegen.

Doch er versah nicht nur Regierungsaufgaben, sondern war auch, wie viele Kumpane Wolodins, Miteigentümer mehrerer großer Privatunternehmen mit Staatsaufträgen. Als der Campus Geldern nachspürte, die der russische Staat für solche Aufträge zahlte, stieß er auf eine Briefkastenfirma in Rom, die als Geldwaschanlage fungierte und in Galerien überall in der italienischen Hauptstadt Kunst kaufte.

So hatte die Firma mit Geld der russischen Regierung mehrere Dutzend Gemälde erworben, die sich jedoch nach wie vor hier in Rom befanden und in den Galerien ausgestellt waren, bei denen sie gekauft worden waren. Wurden diese Werke veräußert, bekam die Galerie eine hohe Provision, und der große Rest floss an eine Treuhandgesellschaft und landete auf einem Konto bei irgend-einer Offshore-Bank.

Der Zweck des Ganzen war für Jack und seine Kollegen im Campus offenkundig: Michail Grankins Leute hatten die Gemälde einzig in der Absicht erworben, Mil-

tionen von Dollar russischen Volksvermögens außer Landes zu schaffen und durch den Verkauf zu waschen.

In der undurchsichtigen Welt des Kunsthandels konnte eine Person in eine Galerie oder ein Auktionshaus gehen, für eine Million Dollar in bar ein Bild kaufen und damit wieder hinausspazieren, ohne seinen Namen anzugeben. Dies war eine perfekte Methode der Geldwäsche und eine wunderbare Möglichkeit, das Portfolio eines Mannes zu verbergen, der auf der Liste der von den USA sanktionierten Kreml-Mitarbeiter stand.

Jack war nach Rom gekommen, um den Transaktionen auf den Grund zu gehen und, wenn irgend möglich, die Mittelsmänner des Handels zu identifizieren. Denn so viel stand fest: Wer immer das Geld für die Gemäldekäufe vorgestreckt hatte, hing tief in der Sache mit drin, und Jack war fest davon überzeugt, dass dieses kriminelle Geschäft keine einmalige Sache war. Er ging davon aus, dass jeder an der Operation Beteiligte dem komplizierten Netzwerk angehörte, das der Kreml benutzte, und die Vermutung lag nahe, dass auch Walerij Wolodin sein Geld in solchen Kanälen verschwinden ließ.

Jacks Ziel war es gewesen, das nächste Glied in der Kette zu identifizieren und dann seine Erkenntnisse über Grankins Geld dem US-Justizministerium zu melden, damit es diese Mittel einfrieren konnte, so wie man es mit allen anderen außerhalb Russlands entdeckten Konten Grankins getan hatte.

Doch es gab noch einen anderen Grund, warum Jack nach Rom gekommen war, auch wenn er es nicht eingestehen wollte, nicht einmal sich selbst. Rom war eine verdammt romantische Stadt, und Ysabel hatte ihn bei seinen Nachforschungen unterstützt.

Eigentlich hatten sie nach der letzten Operation gemeinsam Urlaub auf Tahiti machen wollen, aber dann war plötzlich Michail Grankin ins Fadenkreuz der Er-

mittlungen geraten, und Jack war klar gewesen, dass er stattdessen nach Rom musste. Er hatte mit seinen Vorgesetzten gesprochen, ihnen die Situation erklärt und sie daran erinnert, was Ysabel unlängst in Dagestan geleistet hatte. Darauf hatten John Clark und Gerry Hendley ihr angeboten, Jack bei seinem Einsatz zu unterstützen, und sie hatte die Gelegenheit, Jack in der Ewigen Stadt wiederzusehen, beim Schopf gepackt.

Ysabels Aufgabe bei der Operation war ziemlich klar umrissen. Sie zog durch jene Galerien, in denen Grankins Tarnfirma Kunstwerke auf Kommissionsbasis verkaufte. Sie gab sich als Vertreterin eines Käufers aus, sichtete mit versteckter Kamera und Mikrofon das Angebot, stellte fest, was bereits verkauft war, und versuchte, ein Gefühl dafür zu bekommen, ob die geforderten Preise und die gezahlten Preise darauf hindeuteten, dass es sich bei der ganzen Sache tatsächlich um eine Art Schmiergeldsystem handelte.

Und damit nicht genug. Eine weitere Aufgabe Ysabels bestand darin, die Computersysteme in den Galerien zu filmen, um Aufschluss darüber zu erhalten, welche Technologien sie zur Speicherung ihrer Kontendaten verwendeten.

Dann tat Jack sein Möglichstes, um die Käufer der Kunstwerke zu ermitteln. Der Direktor der Abteilung Informationstechnologie im Campus, Gavin Biery, war Absolvent des Massachusetts Institute of Technology und ein erstklassiger Hacker. Die Computer der meisten Galerien hatte er mühelos geknackt und dann Daten über Verkäufe abgegriffen. Doch in manchen Galerien hatte Ysabel selbst RATs – Remote Administration Tools – in den Systemen platzieren müssen, damit sich Biery in das Netzwerk der Galerie einklinken konnte.

Ysabel war von Anfang an voll bei der Sache. Tatsächlich bemerkte Jack, dass sie diese Arbeit liebte. Anfangs

befürchtete er, sie könnte irgendwie in Gefahr geraten, doch die Nachforschungen, die er in den ins Visier genommenen Kunstgalerien anstellte, förderten keine Verbindungen zum organisierten Verbrechen oder wirklich ruchlosen Elementen zutage. Es handelte sich um einfache Kunsthandlungen, die unwissentlich für die Obergauner im Kreml Geldwäsche betrieben.

Die einzige Gefahr für Ysabel bestand darin, dass ein Wachmann sie dabei ertappte, wie sie hinter dem Ladentisch herumstöberte, während die Galerieleiterin in der Küche eine Tasse Tee für sie aufbrühte.

In solchen heiklen Momenten war Jack stets in der Nähe geblieben, hatte draußen vor der Galerie im Auto gesessen und die von Ysabels Kamera gelieferten Echtzeitaufnahmen verfolgt – jederzeit bereit, nach drinnen zu stürzen und ihr aus der Patsche zu helfen, doch sie beherrschte ihr Handwerk so perfekt, dass er nie Feuerweh spielen musste.

Für Campus-Verhältnisse war diese Operation ein Spaziergang gewesen.

Und sie hatte unlängst Früchte getragen. Die Geschäftsdaten aller drei Galerien, die Gavin Biery gehackt hatte, verrieten dasselbe. Die Kunstwerke, die von der russischen Tarnfirma auf Kommissionsbasis verkauft wurden, fanden alle denselben Abnehmer. Eine Treuhandgesellschaft mit Sitz in Luxemburg.

Jacks Nachforschungen zu der Treuhandgesellschaft nahmen einige Zeit in Anspruch, führten schließlich aber zu einem Anwalt in Luxemburg, der ihre Finanzen verwaltete. Jack wusste zwar nicht, woher das Geld kam, mit dem die Gesellschaft die Gemälde kaufte, doch er vermutete, dass sie nur dazu diente, das in Kunst angelegte russische Geld mit sauberem luxemburgischem Geld zu waschen. Wenn es sich bei den Summen, mit denen zu überhöhten Preisen Kunstwerke erworben wurden, schlichtweg um

Schmiergelder handelte, dann mussten mehr Personen und Unternehmen involviert sein. Viel mehr. Jack war klar, dass noch ein weiter Weg vor ihm lag, ehe er diesen gordischen Knoten lösen konnte, doch er war zufrieden. Immerhin war es ihm gelungen, Grankins Spur bis zu den Kunstgalerien, der Luxemburger Treuhandgesellschaft und dem Anwalt zu verfolgen.

Als Nächstes musste er diesen Anwalt in Luxemburg unter die Lupe nehmen, feststellen, für welche anderen Firmen er arbeitete, und herausfinden, wer Grankin bei diesem Geschäft half.

Mit etwas Glück würde es ihm gelingen, die Geldtransfers bis zu Grankin zurückzuverfolgen, aber bis dahin war es noch lange hin. Aus seiner Erfahrung als Finanzermittler wusste er, dass in ein gut organisiertes und geschütztes Geldwäsche-Konstrukt Dutzende Firmen, Blind Trusts, Registrierungsagenten, Banken und sogar Staaten eingebunden waren. Bis Grankin das ins Ausland geschaffte Geld endlich ausgeben konnte, würde es sich um die Welt bewegt haben wie eine Nusschale in einem Hütchenspiel mit fünfzig Hütchen.

Aber das störte Jack nicht weiter. Selbst wenn er weder in Rom noch in Luxemburg, noch in den nächsten fünf Orten, in denen Grankins Geld landete, die nötigen Beweise fand, um das Netzwerk zerschlagen zu können, so legte er doch wie beim Häuten einer Zwiebel Schicht um Schicht frei, bis er eines Tages auf den Mann im Zentrum der illegalen Geldschiebereien stoßen würde.

Jack wollte Ysabel einladen, ihn nach Luxemburg zu begleiten, aber dazu brauchte er Hendleys und Clarks Einwilligung. Er wollte die beiden morgen fragen und rechnete ziemlich fest mit einem Ja.

Ysabel hatte bisher einen großartigen Job gemacht. Sie und Jack arbeiteten jeden Tag hart bis in den Abend hinein, nutzten aber auch die Gelegenheiten, die Rom ihnen

in der Freizeit bot. Das junge Paar erkundete die Restaurants und romantischen Ecken der Stadt und lernte sich dabei besser kennen.

Jack lächelte leicht, als er wieder nach hinten spähte. John Clarks gebieterische Stimme war ihm stets gegenwärtig und forderte ihn auf, nachzusehen, ob ihm jemand folgte.

Er war sauber.

Selbst mit Ysabel würde es in Luxemburg längst nicht so vergnüglich werden wie in Rom. Statt schöner Kunstgalerien würde er Bürogebäude und Konferenzräume observieren müssen, um herauszufinden, wer die Geschäftspartner des Anwalts waren. Das war nicht ganz dasselbe, was er in den letzten paar Wochen getan hatte, aber wenigstens würde er mit Ysabel zusammen sein.

Mit diesem angenehmen Gedanken trat Jack Ryan vom Bordstein auf die Straße und sah dabei nach links und rechts.

Plötzlich erstarrte sein Gesicht zu einer Maske des Schreckens.

Ein kleiner, blauer Citroën überfuhr ein Stoppschild und raste auf ihn zu, während er mitten auf der Straße ging.

Jack schnellte sich mit einem weiten Satz nach vorn und entging der vorderen Stoßstange des Autos nur um einen halben Meter. Er wirbelte herum und sah dem Wagen nach, der jetzt mit quietschenden Reifen an der Kreuzung links abbog.

Der Citroën erfasste beinahe ein Paar mittleren Alters, das gerade einen Zebrastreifen überquerte. Die Frau gestikuliert und schrie dem Fahrer hinterher, einem korpulenten Mittfünfziger, dem offenbar gar nicht bewusst war, dass er mit seiner Fahrweise beinahe ein Blutbad angerichtet hätte.

Wäre Jack irgendwo anders gewesen, hätte er angenommen, dass gerade jemand versucht hatte, ihn umzubringen, aber er befand sich in Rom, der für Fußgänger gefährlichsten Stadt in Europa. Das war kein Mordanschlag gewesen. Nur irgendein Arschloch, das nicht fahren konnte.

Die Stadt war voll von ihnen.

»Vollidiot«, knurrte Jack, aber sehr leise. Die Sicherheit der Operation gebot es, dass er sich als Amerikaner nur zu erkennen gab, wenn es unbedingt nötig war.

Er setzte seinen Weg fort und musste dabei an etwas denken, was er bei der Vorbereitung auf diese Dienstreise gelesen hatte. Im Zusammenhang mit den miserablen Autofahrern in Italiens Hauptstadt hatte ein Autor geschrieben, dass Römer so parkten, wie er parken würde,

wenn er gerade einen Becher Salzsäure auf seinem Schoß verschüttet hätte.

Jack fand, dass er selten etwas so Wahres gelesen hatte, und fragte sich, ob Gerry ihm für den Monat in Rom wohl eine Gefahrenzulage zahlen würde.

Er schmunzelte über den eigenen Scherz – wer für den Campus arbeitete, schwebte jeden Tag in Gefahr, und niemand bekam dafür eine Zulage.

Er überquerte den Ponte Regina Margherita und schlüpfte in einen kleinen Metzgerladen, der ihm Anfang der Woche aufgefallen war. In seinem Pidgin-Italienisch verlangte er zwei dicke Rib-Eye-Steaks, die der Fleischer eigenhändig zuschnitt. Jack lief das Wasser im Mund zusammen, als die Steaks in Papier eingeschlagen wurden, und wieder draußen auf der Straße, beschleunigte er seine Schritte, behielt aber die Autofahrer im Auge. Es war kurz vor vier, und er ging davon aus, dass sie erst in etwa drei Stunden essen würden, aber er zweifelte nicht daran, dass diese Steaks, wie alle guten Dinge, das Warten lohnten.

Er ließ unablässig den Blick umherwandern, während er seinen Gedanken nachhing. Er führte wohl den fünfzigsten schnellen Check dieser Art am heutigen Tag durch, als er kurz vor der Ecke Via Ferdinando di Savoia und Via Maria Adelaide in einem vorbeifahrenden Bus sein Spiegelbild erblickte und hinter sich einen Mann in einer Lederjacke bemerkte, der seine langen braunen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte. Der Mann sah ihn nicht direkt an, aber irgendwie kam er ihm bekannt vor. Er war sich nicht sicher, ob er ihn schon einmal gesehen hatte – das Zentrum Roms wimmelte von Männern, und viele hatten lange Haare, und dieser Typ unterschied sich in Aussehen und Verhalten nicht vom Durchschnitt –, und dennoch schlug etwas in Jack Alarm.

Jack hatte schon vor langer Zeit die Erfahrung gemacht, dass mit einem Mal jeder verdächtig aussieht, sobald man

auch nur den geringsten Verdacht hegt, man könnte verfolgt werden. Mit diesem Phänomen lebte er seit Jahren, und mit der Zeit hatte er sich antrainiert, kühlen Kopf zu bewahren und mit nüchtern-analytischem Blick die Umgebung abzusuchen. Er bemerkte sonst nichts Verdächtiges, und so speicherte er das Aussehen des Mannes in seiner geistigen Datenbank und ging weiter.

Als er die große, offene Piazza del Popolo erreichte, war er davon überzeugt, dass etwas nicht stimmte. Auf den letzten Metern war er wesentlich langsamer gegangen und hatte sich eine Schaufensterauslage angesehen. Das war kein Trick aus dem Arsenal der Gegenobservation – eine herrliche Breitling-Uhr war ihm ins Auge gestochen, und obwohl er nicht beabsichtigte, in den Laden zu gehen und nach dem Preis für das Prachtstück zu fragen, konnte er sich fast eine Minute lang von dem Anblick nicht losreißen.

Als er sich Augenblicke später der Piazza näherte, blickte er in die Scheibe eines vorbeifahrenden Autos und stellte fest, dass der Pferdeschwanzträger immer noch hinter ihm war, in exakt demselben Abstand wie zuvor.

Entweder hatte der Typ etwas entdeckt, was seine Aufmerksamkeit ebenso lange gefesselt hatte, wie Jack die Uhr bestaunte, oder er war langsamer gegangen und sogar stehen geblieben, damit er Ryan auf dem Gehweg nicht überholte.

Jetzt wusste Jack, dass er beschattet wurde. Beim Blick in das spiegelnde Autofenster war ihm aufgefallen, dass der Mann einen kleinen Rucksack über einer Schulter trug, und er fragte sich, was wohl darin war.

Er überquerte die Straße und betrat die Piazza. In der Mitte wurde gerade eine Bühne aufgebaut – vermutlich fand am Abend irgendein Open-Air-Konzert statt –, doch im Moment konnte man den mäßig bevölkerten Platz noch mühelos überqueren.

Jeder sah jetzt verdächtig aus. Ein Mann, der den Platz fegte, eine Frau, die auf einem Motorroller saß und in ihr Handy sprach, ein Eisverkäufer, der neben seinem Karren stand und in Jacks Richtung schaute.

Jack beschleunigte kurz seine Schritte, dann trat er unvermittelt an einen anderen Verkaufswagen und kaufte eine Flasche Wasser. Während er ein paar Euro aus der Tasche fischte, schielte er nach links und sah, wie sich der Pferdeschwanzträger, den Fuß auf einer schmiedeeisernen Sitzbank, den Schuh band.

Klarer Fall, der Typ beschattete ihn, und er stellte sich nicht besonders geschickt dabei an. Als ob er das Beschaten aus bescheuerten Fernsehkrimis gelernt hätte.

Jack überlegte: Falls der Typ zu einem Team gehörte, dann war er entweder das schwächste Glied, oder die anderen waren ebenso leicht zu erkennen wie er. An der Wasserflasche nippend und die eingewickelten Steaks in der anderen Hand, musterte er alle Passanten genauer, als er den Platz in südlicher Richtung überquerte.

Er brauchte für die Strecke drei Minuten, aber er entdeckte keine zweite Person, die an ihm Interesse zu haben schien.

Er riskierte einen schnellen Blick nach hinten, als er die leere Wasserflasche in einen Mülleimer warf. Der Pferdeschwanzträger war noch da, rund fünfundzwanzig Meter entfernt, und sah weg, als Jack in seine Richtung blickte.

Jacks Körper spannte sich an, und sein Hirn begann zu arbeiten. Seine Tarnung war aufgefliegen, und das war schlecht, aber die neue Situation beanspruchte seine volle Aufmerksamkeit, sodass er jetzt nicht darüber nachdenken konnte, welche Folgen das alles für die Operation hatte. Jetzt galt es erst einmal, diesem Kerl zu entwischen und in die Wohnung zurückzukehren.

Danach würde er sich Gedanken über das weitere Vorgehen machen.

Vorausgesetzt, dieser Stümper war wirklich allein, war die beste Methode, ihn abzuschütteln, in ein Taxi zu steigen. Es war kaum anzunehmen, dass er einen fahrbaren Untersatz zur Hand hatte. Der Pferdeschwanzträger hatte unmöglich wissen können, dass Jack sich auf den Weg zur Piazza del Popolo machen würde, deshalb war die Wahrscheinlichkeit, dass er dort einen Wagen postiert hatte, gleich null.

Jack trat an den Rand der Straße, die um den Platz herumführte, und beobachtete die Horde der vorbeijagenden italienischen Kleinwagen. Jeder Fahrer hatte anscheinend ganz eigene Vorstellungen davon, wie schnell man fahren durfte und wo die Fahrbahnmarkierungen verliefen. Er erspähte ein Taxi, das auf der Spur direkt neben ihm herangebraust kam. Er wartete, bis es nahe genug war, dann winkte er.

Der Taxifahrer fuhr rechts ran und stoppte seinen kleinen Fiat. Hinter ihm mussten Motorroller und Autos eine Vollbremsung hinlegen.

Jack stieg hinten ein, und das Taxi fuhr ruckartig wieder an.

Chavez und Caruso hatten gerade ihre Mahlzeit, bestehend aus Schnitzel mit Kartoffelbrei und Gemüse, beendet und mit ein paar Bierchen hinuntergespült. Im Campus gab es keine Vorschriften, was Alkohol im Dienst anging. Die Agenten waren angehalten, jederzeit ihre Tarnung zu wahren, und manchmal bedeutete das eben, dass man bei einer Observation das eine oder andere Glas trinken musste. Man musste sich der Umgebung eben anpassen, und wenn sich die Männer auch vor übermäßigem Alkoholgenuss hüteten, so wollten sie doch auch nicht auffallen.

Während sie alle so dasaßen, behielt Dom durch die Verbindungstüren das Abteil Morosows und der jungen Brünetten im Auge, die er anscheinend nach Deutschland

begleitete. Sie war einmal auf die Toilette gegangen, und Caruso hatte sie fotografiert. Er hatte das Bild an den Campus geschickt und durch ein Gesichtserkennungsprogramm laufen lassen, aber sie tauchte in keiner Straftäter-Datenbank auf.

Caruso und Chavez berieten gerade über ihr weiteres Vorgehen nach der Ankunft in Berlin, als der Zug die deutsch-polnische Grenze passierte und in Frankfurt an der Oder einfuhr. Hier sah der Fahrplan keinen Stopp vor: Deutschland und Polen gehörten zum Schengenraum, der 26 Staaten umfasste, die eine gemeinsame Visapolitik betrieben und an ihren Binnengrenzen keine Personenkontrollen durchführten. Daher blickten die beiden Amerikaner überrascht aus dem Fenster, als der Zug langsamer wurde.

Während Ding zur Theke ging, um sich einen Kaffee zu holen, wurde per Lautsprecherdurchsage in mehreren Sprachen darauf hingewiesen, dass deutsche Zollbeamte mit Hunden einen kurzen Kontrollgang durch den Zug machen würden.

»Das ist bestimmt wegen der Geschichte in Litauen«, sagte Dom, als er mit seinem Kaffee wieder Platz nahm.

»Genau«, stimmte Chavez zu. »Sie wissen nicht, wie viel C4 die Ökoterroren benutzt haben, um das Schiff in die Luft zu jagen. Vielleicht ist noch genug übrig, um den Reichstag oder so was plattzumachen.«

Caruso saß mit dem Gesicht zum Erste-Klasse-Wagen und hatte über Chavez' linke Schulter hinweg freie Sicht auf die Tür zu Morosows Abteil und die zu ihrem eigenen weiter hinten. Von Morosow und der Frau war nichts mehr zu sehen. Chavez wiederum hatte über Carusos rechte Schulter hinweg den Großraumwagen der zweiten Klasse im Blick. Ein Großteil der ukrainischen Fußballer war aufgestanden und schaute aus dem Fenster, und als der Zug vollends zum Stehen gekommen war, stiegen

sechs Beamte der deutschen Bundespolizei mit zwei Malinois an der Leine zu. Ein Hundeführer und zwei Beamte gingen nach rechts in den hinteren Teil des Zugs, die anderen drei wandten sich den vorderen drei Wagen zu. Chavez erkannte sofort, dass es sich nicht um Zollbeamte handelte, wie in der Durchsage behauptet worden war. Und auch von einem kurzen Kontrollgang konnte keine Rede sein. Die Beamten nahmen sich Zeit und ließen sich von jedem Reisenden den Pass zeigen.

»Sie führen eine vollständige Personenkontrolle durch«, sagte Chavez.

Der Zug fuhr wieder an.

Caruso kicherte. »Hoffentlich sind Morosows Papiere in Ordnung. Es wäre jammerschade, wenn wir zusehen müssten, wie sie ihn abführen.«

Auch Chavez grinste, aber nicht lange. »He, findest du nicht, dass die Ukrainer etwas zappelig wirken?«

Caruso spähte über seine Schulter und sah, was Chavez meinte. Mehrere aus der Fußballmannschaft, darunter auch einer der Trainer, schielten immer wieder zu den nahenden Beamten. »Ja«, sagte er. »Die Jungs haben was zu verbergen.«

Doch als die Polizisten bei ihnen waren, griff einer der Trainer in eine Kuriertasche aus Vinyl und reichte ihnen einen Stapel Pässe. Ein Beamter sah sie kurz durch, während der Hund an den jungen Männern herumschnüffelte. Die Fußballer zeigten anhaltende Anzeichen von Nervosität, doch nachdem der Polizist Pass für Pass mit dem dazugehörigen Gesicht verglichen hatte, gab er sie dem Trainer zurück und kam mit seinen Kollegen in Richtung Speisewagen.

»Ich frage mich, ob sie vielleicht leistungssteigernde Substanzen in ihren Taschen oben in der Ablage haben«, sagte Caruso. »Sie hatten Angst, durchsucht zu werden.«

»Das sind Amateure«, entgegnete Chavez. »Wahrscheinlich haben sie Gras dabei.«

Die beiden Campus-Agenten zückten ihre Papiere, als die drei bewaffneten Polizisten an ihren Tisch kamen. Einer trug eine HK-MP5-Maschinenpistole vor der Brust, und alle drei, auch die weibliche Hundeführerin, hatten große Glock-17-Pistolen in Sicherheitsholstern am Gürtel stecken.

»Gibt es ein Problem?«, fragte Chavez die Beamten auf deutsch.

»Not at all«, antwortete die Frau auf englisch, nachdem sie ihre Papiere zurückerhalten hatten.

Chavez hatte auf etwas mehr Informationen gehofft, war aber keineswegs überrascht, dass die deutsche Polizei mit Auskünften geizte.

Die drei Polizisten gingen mit ihrem Hund durch den Übergang in die erste Klasse, und Caruso richtete sein Augenmerk auf Morosows Abteil. Vor dem Abteil angekommen, öffneten die Polizisten die Schiebetür, blieben aber auf dem Gang davor stehen. Der Hund verschwand schnüffelnd im Innern und kam sofort wieder heraus. Er schien an seiner Arbeit sehr desinteressiert zu sein und wollte weiter. Caruso sah, wie zwei Pässe aus dem Abteil herausgereicht wurden. Sie waren beide burgunderrot, was bedeutete, dass es sich um russische handeln konnte, doch es gab viele andere Länder, auch hier in Europa, die dieselbe Farbe verwendeten.

Ein Pass wurde rasch wieder zurückgegeben, doch der andere wurde lange geprüft. Caruso gewann den Eindruck, dass etwas nicht stimmte. Er konnte erkennen, dass ein Beamter einer der Personen im Abteil, vermutlich dem russischen Spion, eine Reihe von Fragen stellte.

Chavez blickte in die entgegengesetzte Richtung, deshalb hielt ihn Caruso auf dem Laufenden. »Sieht so aus, als ob sie Morosow ins Verhör nehmen.«

Chavez drehte sich nicht um. »Das ist merkwürdig. Man sollte doch annehmen, dass der FSB seinen Mann zumindest mit einwandfreien Papieren losschickt.«

»Schwachköpfe«, murmelte Dom mit einem leichten Grinsen.

»Das ist kein Grund, in Jubel auszubrechen, *'mano*. Wenn sie ihn aus dem Zug holen, haben wir die Reise umsonst gemacht.«

»Wir können uns an die Frau hängen.«

Chavez zuckte mit den Schultern. Nach allem, was er wusste, war sie Morosows Tochter und unternahm mit ihrem Vater einen Ausflug in die Berliner Kunstgalerien.

Eine Minute später durchquerten die anderen drei Polizisten mit ihrem Hund den Speisewagen, wechselten in die erste Klasse und stellten sich zu ihren Kollegen auf dem Gang.

»Verdammt«, knurrte Caruso. »Sie nehmen ihn tatsächlich mit.« Er konnte sehen, dass die Polizisten eine der Personen aus dem Abteil herauswinkten, und er nahm an, dass sie den russischen Spion meinten. Doch zu seiner Überraschung trat die brünette Frau heraus.

Caruso sah, wie sich Morosow aus dem Abteil beugte und mit den Polizisten zu reden versuchte. Doch sie hörten nicht hin. Stattdessen führten sie die Frau zum Ausgang des Erste-Klasse-Wagens. Einer zückte sein Funkgerät. Vermutlich wies er das Zugpersonal an, im nächsten Bahnhof zu halten.

Morosow drehte sich um, kam in den Speisewagen und ging an Dom und Ding vorbei, ohne sie anzusehen. Die Anspannung in seinem Gesicht stimmte Dom besorgt.

»Wo will er denn hin?«, fragte Chavez.

Die Antwort bekam er prompt. Der Mann vom russischen FSB eilte in den Zweite-Klasse-Wagen, steuerte direkt auf den Trainer der Fußballmannschaft zu und beugte sich zu ihm hinunter.

»Ach, du Scheiße«, sagte Chavez. »Was hat das jetzt zu bedeuten?«

Caruso drehte sich um und machte große Augen. »Das dürfte bedeuten, dass die Amateurläufer ein professionelles Sicherheitsteam sind. Morosow hat ein Dutzend Gorillas dabei.«

Wie ein Mann standen die Fußballer auf und griffen nach den Taschen, die über ihnen in den Ablagen lagen. Morosow kam zurück, hastete wieder durch den Speisewagen, verschwand in seinem Abteil und schloss die Tür. Die sechs Polizisten, die mit der Frau weiter hinten am Ausgang standen, hatten nicht einmal bemerkt, dass er sein Abteil verlassen hatte.

Dom beobachtete dies alles, aber Ding sah nicht hin. Er behielt die Ukrainer im Auge. Sie hatte die Taschen geschultert und drängten nun, die Hände in den offenen Reißverschlüssen der Taschen, in Richtung Speisewagen.

»Die Typen haben zusammengepackt«, sagte Chavez. »Sie werden versuchen, die Frau zu befreien.«

»Und wir sind unbewaffnet«, stöhnte Caruso.

Chavez nahm ein schmutziges Steakmesser vom Tisch und ließ es im Jackenärmel verschwinden.

Caruso sah ihn an. »Willst du ein Dutzend bewaffnete Typen mit einem Steakmesser angreifen?«

»Nein. Ich werde *einen* bewaffneten Typen mit einem Steakmesser angreifen, und dann werde ich elf bewaffnete Typen mit einer Knarre angreifen.«

Dom schnappte sein eigenes Messer, wischte mit der Serviette Soßenreste ab und schob es sich in den Ärmel.

Domingo Chavez wusste, dass er seine Tarnung nicht preisgab, wenn er die Männer in Schwarz anstarrte, die jetzt mit angespannten Gesichtern durch den Speisewagen in Richtung der Polizisten stürmten. Im Gegenteil, es hätte absolut unglaublich gewirkt, wenn er weiter seinen Kaffee getrunken und auf seinen leeren Teller gestiert hätte. Also starrte er sie an und versuchte einzuschätzen, wie weit sie zu gehen bereit waren. Ein kurzer Blickwechsel mit Dom, dann ein kaum merkliches Nicken, das signalisierte, dass diese Männer ernst zu nehmen waren. Sie schienen gewillt, Polizisten zu töten, um die geheimnisvolle Frau aus den Händen der deutschen Behörden zu befreien, und das musste verhindert werden.

Nachdem die ersten zehn Männer an ihrem Tisch vorbei in den Übergang marschiert waren, drehten sich die letzten beiden an der Tür des Zugrestaurants um, zogen schwarze Automatik-Pistolen aus ihren Taschen und behielten, die Waffen gesenkt vor dem Körper haltend, den Speisewagen und den Zweite-Klasse-Wagen dahinter im Auge. Und natürlich auch Dom und Ding, die drei, vier Meter entfernt rechts vor ihnen saßen.

Chavez begriff sofort, dass diese Männer gut ausgebildet waren, sonst hätten sich alle zwölf auf den bekannten Gegner gestürzt, ohne eine Nachhut zurückzulassen, die sie nach hinten absicherte.

Andererseits waren die beiden Bewaffneten nur ein paar Meter von ihnen entfernt, also nahe genug für einen Angriff. Caruso und er mussten nur schnell und überraschend zuschlagen, dann konnten sie bei diesem ungleichen Kampf Chancengleichheit herstellen.

Als die Tür zum Übergang zwischen Speisewagen und Erste-Klasse-Wagen zufiel, hob Dom die Hände, trat auf den Gang hinaus und lenkte so die Aufmerksamkeit der beiden Männer auf sich.

»Nicht schießen! Sagen Sie uns einfach nur, was hier vorgeht ...«

Ding Chavez drehte sich mit dem Kaffeebecher in der Hand aus dem Sitz und schleuderte die dampfende Flüssigkeit nach oben in Richtung der beiden Männer. Mit einem Schritt brachte er seinen Körper in einen rechten Winkel zu den Bewaffneten, die Schulter an Schulter vor der Tür standen, dann schnellte er sich nach vorn. Beide Pistolen schwenkten in seine Richtung, doch von dem heißen Kaffee in den Augen getroffen, prallten die Männer zurück, bevor sie zielen konnten. Ding rammte sie auf Höhe der Taille, sodass sie rücklings zu Boden stürzten. Einer knallte mit dem Kopf gegen die Tür und ließ die Pistole fallen, die Schusshand des anderen wurde von Dings linker Schulter nach oben gedrückt. Ein Schuss ertönte aus dem Erste-Klasse-Wagen, dann war Dom zur Stelle, sprang über den auf dem Bauch liegenden Ding hinweg und rammte den beiden Männern bei der Landung die Knie in die Brust. Einer zog ein Klappmesser aus der Tasche seines Trainingsanzugs und ließ es aufschnappen, aber Ding stieß ihm sein Steakmesser ins Herz und tötete ihn auf der Stelle. Der andere hielt die Pistole noch in der Hand, aber mit einem Hagel von Faustschlägen auf Nase und Kinn setzte ihn Dom rasch außer Gefecht.

Weitere Schüsse aus der ersten Klasse zertrümmerten

die Glasscheibe der Durchgangstür direkt über den Köpfen der Amerikaner.

Chavez und Caruso schnappten sich die Waffen der beiden Männer, russische Militärpistolen vom Typ GSh-18, neun Millimeter. Geduckt krochen sie in den Übergang und lauschten den dröhnenden Schüssen hinter der nächsten Tür. Obwohl das Feuergefecht immer heftiger wurde, riskierte Chavez einen Blick durch die geborstene Scheibe in den Erste-Klasse-Wagen. Die Hundeführerin lag reglos im Gang. Ihr großer Malinois hatte sich in den Arm eines Mannes im schwarzen Trainingsanzug verbissen, der mit dem anderen Arm wild um sich schlug. Die anderen Polizisten waren im ersten Abteil und neben der Tür am anderen Ende des Gangs in Deckung gegangen. Männer in Schwarz beugten sich aus Morosows Abteil und zwei weiteren, die näher am Speisewagen lagen, und feuerten aus Pistolen.

Chavez zielte kurz auf den Hinterkopf eines Schützen und drückte ab. Der Mann stürzte auf den Gang heraus, doch sofort nahmen die deutschen Polizisten Chavez unter Feuer, da sie annahmen, er gehöre zu den Angreifern. Er warf sich zu Boden, drehte sich nach Dom um und rief: »Die Schützen sind in den nächsten drei Abteilen.«

»Ich gehe raus und greife durch die Fenster an«, erwiderte Dom.

»Einen Teufel wirst du tun. Wir sind hier nicht in *Mission Impossible*. Der Zug hat außen kein Geländer.«

Genau in diesem Moment kreischten die Bremsen. Der Zug drosselte wieder das Tempo. Dom und Ding wurden zu Boden geworfen.

Dom spähte nach draußen. »Scheiße, wir sind in einem Wald.«

Der Zugführer stoppte den Zug, damit Passagiere aussteigen konnten, aber natürlich gab er damit auch Morosow und seinen Leuten Gelegenheit zur Flucht.

Noch bevor der Zug vollständig zum Stehen kam, hörten die Amerikaner in den Erste-Klasse-Abteilen Glas splintern. Dom öffnete die Tür nach draußen, sprang hinaus und sah, dass sich Männer mit Waffen in der Hand auf die Gleise herabließen. Er legte auf den an, der ihm am nächsten war, doch Pistolenschüsse aus einem anderen Fenster trieben ihn in den Zug zurück.

Chavez feuerte gerade durch das Fenster der Verbindungstür. »Sie flüchten durch die Fenster!«, brüllte Dom gegen den Lärm an.

»Gut! Lass sie ziehen, pass aber auf, dass sie uns nicht von der Seite angreifen!«

Dom wollte durch die Tür zurück, doch im selben Moment bog ein Bewaffneter um die Ecke, um den Unbekannten auszuschalten, der auf seine Leute in der ersten Klasse schoss. Dom feuerte zweimal. In die linke Schulter getroffen, stürzte der Mann auf die Gleise.

Ein Zweiter hatte es bis zu einer Baumreihe jenseits der Gleise geschafft und zielte nun mit seiner Pistole sorgfältig auf die Männer in grauen Anzügen im Übergang zwischen Speisewagen und erster Klasse. Die erste Kugel piff hoch über Dings Kopf hinweg, doch die zweite streifte Dom am Rücken. Mit einem Hechtsprung in die Toilette brachte sich Dom aus der Schussbahn.

Ohne Vorwarnung ging die Tür zur ersten Klasse auf, und Ding wirbelte mit seiner Waffe herum. Ein Mann in Schwarz rammte ihn und warf ihn zu Boden.

Die deutschen Polizisten feuerten weiter den Gang herunter. Kugeln durchschlugen die Tür, als sie wieder zuing, und flogen nur einen halben Meter über Ding hinweg.

In der Toilette liegend, zielte Dom auf den Mann, der auf Chavez kniete, und drückte ab, doch der Angreifer duckte sich, und der Schuss ging fehl. Der Schlitten von Doms GSh-18 verharrte in der hinteren Position und signalisierte ihm, dass das Magazin leer war.

Jetzt landete Dings Gegner eine mächtige rechte Gerade in seinem Gesicht.

Mit einem Satz war Dom aus der Toilette, riss ihn von Ding herunter und schleuderte ihn gegen die Wand. Mit wutentbrannten Augen ging der Mann zum Gegenangriff über.

Er warf sich auf Dom, doch der hatte bereits sein Steakmesser gezückt. Es fuhr dem Mann in den Hals. An die tödliche Wunde greifend, kippte er zur Seite.

Weitere Schüsse von draußen zwangen die Amerikaner, in den Speisewagen zurückzukriechen und hinter der Theke Deckung zu suchen, wo sie einen verängstigten Schaffner vorfanden. Sie wussten nicht genau, was aus den deutschen Polizisten, Morosow und der Frau geworden war, aber sie hatten ihr Möglichstes getan, um das Gemetzel in Grenzen zu halten. Jetzt ging es nur noch ums Überleben.

Der gesamte Schusswechsel hatte, von dem Moment an, als Chavez und Caruso die beiden Nachhutposten ausgeschaltet hatten, bis zum letzten Getrappel in den Wald flüchtender Männer, nur drei Minuten gedauert.

Von dem Faustschlag ins Gesicht blutete Chavez aus dem Mund und hatte eine geschwollene Lippe, aber seine Hauptsorge galt Carusos Verwundung am Rücken. Dom zog sein Jackett aus, und Chavez sah, dass sein weißes Hemd blutig war.

»Wie schlimm?«, fragte Dom. Die Wunde saß tief unten auf der linken Seite, aber so weit hinten, dass er sie nicht sehen konnte.

Chavez nahm sie kurz in Augenschein. »Nicht der Rede wert. Wickele ein Tischtuch drum und zieh die Jacke wieder an. Ich seh mal nach den Polizisten.«

Er ging in den Erste-Klasse-Wagen. Drei Polizisten und ein Hund waren noch am Leben, allerdings hatte einer der Männer zwei Schüsse in die Beine bekommen. Chavez

stabilisierte den Verletzten, während er mit den anderen sprach. Er gab vor, nicht mehr über die anderen Schützen im Zug zu wissen als sie, und erkundigte sich nach der Frau, die sie hatten festnehmen wollen.

»Sie ist geflüchtet«, antwortete einer, dem die Stimme versagte, wenn er zu den toten Kollegen blickte. Chavez fürchtete, der Mann könne jeden Moment in einen Schockzustand fallen.

Weitere Zivilisten drängten jetzt in die erste Klasse, dazu der Zugbegleiter und eine KassiererIn aus dem Speisewagen. Ding nutzte ihr Erscheinen, um in den Speisewagen zurückzuschlüpfen, wo er Caruso dabei antraf, wie er die Taschen der Männer in Schwarz durchsuchte. Er schaute zu Chavez auf und schüttelte den Kopf. »Ersatzmunition. Und in ihren Sporttaschen sind Klamotten, ein paar Toilettenartikel, kleine Geldscheinbündel.«

»Keine Pässe?«

»Die hatte doch der Typ, der als Trainer verkleidet war. Und der hat sich wahrscheinlich in den Wald abgesetzt.«

Chavez seufzte. »Es wird Zeit, dass wir dasselbe tun. Wie fühlst du dich?«

»Mein Rücken brennt, als hätte ich mir gerade ein Tattoo machen lassen. Mein Stolz ist verletzt, weil ich mir eine Kugel eingefangen habe. Hegen die Polizisten einen Verdacht gegen uns?«

»Ich glaube nicht, aber es genügt ein Zeuge, der uns mit einer Pistole in der Hand gesehen hat, und wir sitzen hier an der deutschen Grenze fest, bis die Sache geklärt ist. Ich finde, wir sollten aus dem Zug verschwinden.«

Caruso nickte. »Ich hole unsere Taschen.«

»Die Typen waren gut«, sagte Chavez. »Sehr gut.«

Caruso nickte abermals. »Das könnte eine Speznas-Einheit gewesen sein. Wenn das zutrifft, wenn tatsächlich Angehörige der russischen Spezialkräfte bewaffnet im Westen

herumlaufen und Polizisten erschießen, kannst du darauf wetten, dass keiner von den Toten einen Ausweis bei sich hat.«

»Wir müssen hier weg und es genug sein lassen«, erwiderte Chavez. »Wir können nichts mehr tun.«

»Alles klar.«

Jack Ryan junior war sich sicher, den Verfolger abgehängt zu haben, und so stieg er zwei Blocks vor seiner Wohnung in der Via Frattina aus dem Taxi. Ein Blick auf die Uhr klärte ihn darüber auf, dass er eine Viertelstunde im Taxi gesessen hatte. Zu Fuß wäre er schneller gewesen, denn angesichts der schmalen ein- und zweispurigen Straßen in der Altstadt kamen Fußgänger und Motorroller zügiger voran als vierrädrige Untersätze. Doch er war davon überzeugt, dass er den Mann im römischen Verkehrsgewühl abgehängt hatte, zumal der Fahrer alle möglichen Schleichwege benutzt hatte, um dem größten Chaos auszuweichen. Er näherte sich seiner Wohnung zu Fuß, ein wenig argwöhnisch, weil er sich nicht hatte vergewissern können, ob sein Verfolger tatsächlich allein gewesen war. Aber er kontrollierte die vier oder fünf Stellen, wo sich seines Erachtens jemand postieren könnte, um seine Haustür zu beobachten, und entdeckte niemanden, der nicht hierher gehörte.

Er öffnete die Haustür und trat in einen langen, schwarzweiß gefliesten Flur. Seine Wohnung lag im dritten Stock, und da ihm vor dem klapprigen, sargähnlichen Fahrstuhl graute, steuerte er auf das Treppenhaus zu seiner Rechten zu.

Dreißig Sekunden nachdem sich Jack im Treppenhaus an den Aufstieg gemacht hatte, betrat ein Mann mit Pferde-

schwanz, brauner Lederjacke und einem Rucksack über der rechten Schulter das Wohnhaus und schloss sachte die Tür hinter sich, damit das Geräusch in dem großen Flur nicht widerhallte. Dann ging er ins Treppenhaus und stieg nahezu geräuschlos die Stufen hinauf.

Er nahm sich Zeit. Im ersten Stock blieb er stehen und streckte vorsichtig den Kopf auf den Gang hinaus, spähte nach links, dann nach rechts. Sekunden später war er wieder auf der Treppe und bog um den Absatz zwischen den Etagen. Auch im zweiten Stock beugte er sich in den Flur hinaus, blickte nach links, dann nach rechts.

Er kehrte wieder auf die Treppe zurück, stieg in den dritten Stock hinauf und ging zu der Tür, die auf den Gang führte. Langsam schob er den Kopf hinaus und spähte nach links.

Nur zwei Schritte entfernt stand der große Bärtige und sah ihn an.

Jack packte den Mann an der Jacke, drehte ihn um 180 Grad herum und drückte ihn unsanft gegen die Flurwand. Der Mann mit dem Pferdeschwanz wurde völlig überrumpelt, besaß aber noch die Geistesgegenwart, nach dem Rucksack zu fassen, der über seiner Schulter hing. Seine rechte Hand fuhr durch einen halb offenen Reißverschluss und ergriff etwas.

Ryan schlug eine kurze rechte Gerade, die den Mann an der Nase traf und seinen Kopf zurückschnappen ließ.

»*Che cazzo ... ?*«, schrie der Mann. Was zum Teufel ... ?

Ryan packte ihn am Unterarm, bevor er eine Waffe aus der Tasche ziehen konnte, und drückte ihn mit seiner linken Schulter wieder gegen die Wand.

»*Che cazzo... ?*«, brüllte der Mann erneut, sodass seine Worte durch den gefliesten Flur des alten Hauses hallten. Dann versuchte er, mit der linken Hand in seine vordere

